Kurt v. Zydowitz

Glaubensumbruch ein Verhängnis

700 Jahre germanisch-deutsche Geschichte

Teil I

6. bis 9. Jahrhundert



Verlag „Mein Standpunkt", 291 Westerstede

Druck: Friesendruck Zetel
1974

Kurt v. Zydowitz

Glaubensumbruch ein Verhängnis

700 Jahre germanisch-deutsche Geschichte

Teil I

6. bis 9. Jahrhundert

Vorwort

700 Jahre! — Diese Zahl ist nicht willkürlich gewählt. 700 Jahre, das ist die Zeitspanne, die das Christentum brauchte, um vom Rhein bis zur Memel vorzudringen, eine lange Zeit, die den Menschen in diesem Raum ungeheure Veränderungen brachte. Die gleichen 700 Jahre umschließen auch Aufstieg, Glanz und Fall des mittelalterlichen römisch-deutschen Kaiserreichs und seinen unaufhörlichen, erbitterten Kampf gegen die Machtansprüche des Papsttums, bis dieses am Ende mit Hilfe des Glaubens siegte.

Die Geschichte dieser Jahrhunderte ist in zahlreichen Werken niedergelegt und wird laufend weiter bearbeitet und überarbeitet. Es ist nämlich nicht so, daß Geschichte feststeht oder wie heutzutage im Westen mit gewissem spöttischen Unterton behauptet wird, daß nur im Osten die Geschichte immer wieder umgeschrieben wird. Dasselbe ist zu unseren Zeiten auch im Westen geschehen und geschieht weiterhin. Nicht nur neue Erkenntnisse sind es, die dazu veranlassen. Die vor und hinter den Kulissen herrschenden Kräfte üben hier wie dort einen merkbaren Einfluß aus. — Es ist eben eine eigene Sache um Geschichte und um geschichtliche Wahrheit.

Geschichtsschreibung braucht Quellen. Für diese Jahrhunderte sind es Schriftstücke aller Art aus dem Mittelalter, besonders Chroniken, in lateinischer Sprache von Priestern der römischen Kirche geschrieben. Selbstverständlich sahen sie alles von ihrem — christlichen — Standpunkt. Ihnen galten die Menschen zwischen Rhein und Memel, so lange sie Heiden waren, als Lebewesen niederer Ordnung, die im Auftrage ihres Gottes zum christlichen Glauben zu bringen waren. Bei Widersetzlichkeit waren ihrer Überzeugung nach Zwangsmittel nicht nur erlaubt, sondern sittlich gerechtfertigt. Aus dieser Einstellung heraus berichteten sie auch über die Kriegszüge, mit denen der christliche Staat — erst das Frankenreich, dann das römisch-deutsche Reich — das Christentum vom Rhein bis zur Memel vortrug. Im Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum standen die schreibenden Priester vielfach auf der Seite Roms. — Eine Geschichte der Deutschen und für Deutsche *wollten* sie alle nicht schreiben und *konnten* sie bei ihrer fremden, ja feindlichen Sicht auch nicht schreiben.

Inzwischen sind Jahrhunderte vergangen. Die Geschichtsforschung hat neues Wissen gesammelt. Heute steht fest, daß die mittelalterlichen Quellen nicht nur einseitig gefärbt sind, sondern daß auch ihr Wert, was die gemeldeten Tatsachen betrifft, fragwürdig ist. Viele Quellen sind zum Teil oder ganz gefälscht, andere umstritten.

Überdies ergibt sich aus Schriften anderer Herkunft und aus der Spatenforschung ein neues Bild über die Menschen unseres Raumes aus vorchristlicher Zeit, über ihre Lebensweise, ihre Lebensauffassung und über ihre

Geschichte. Damit erhält auch ihr Abwehrkampf gegen das Christentum ein anderes Aussehen.

In den deutschen Geschichtsbüchern unserer Tage findet dieses Wissen immer noch keinen Niederschlag. Sie übernehmen einfach die Wertung aus den mittelalterlichen Schriften, nach denen die Verchristung ein Segen für die Heiden gewesen sein soll. So weit sie nicht ganz daran vorbeigehen können, daß das Christentum sich vom Rhein bis zur Memel nur mit Waffengewalt durchsetzen konnte, stellen deutsche Geschichtsbücher das noch heute als notwendig für das Erreichen einer „höheren Kulturstufe" dar. Und auch das Urteil über das Ringen zwischen Reich und Kirche ist weiter christlich bestimmt.

Bei diesen Geschichtsschreibern oder ihren Auftraggebern liegt offenbar die gleiche Grundeinstellung vor wie bei denen des Mittelalters. Das Ergebnis muß somit ebenfalls das gleiche sein: **Eine deutsche Geschichte kann so nicht entstehen.**

In den Geschichtsbüchern fehlt außerdem noch etwas Wesentliches: Obwohl wissenschaftliche Unterlagen darüber vorliegen, welche tiefgehenden seelischen Auswirkungen der erzwungene Glaubenswechsel bei Menschen unserer Art haben mußte, vermeiden sie Aussagen dazu. Schließlich stammte der neue Glaube, bildlich und wörtlich genommen, aus einer anderen Welt. Für die Bewohner des Raumes zwischen Rhein und Memel brachte er eine Umwertung aller Werte, eine Zerstörung aller Grundlagen, auf denen ihr Leben als Einzelwesen und in der Gemeinschaft bisher beruht hatte.

Die Geschichtsschreibung mag ihr Versäumnis damit zu begründen suchen, daß es nicht ihre Aufgabe sei, seelische Entwicklungen und ihre Folgen zu schildern; sie habe einen möglichst lückenlosen Ablauf der äußeren Ereignisse zu bringen. Das ist aber nur der Rahmen — und eine meist unerfreuliche Gedächtnisübung und -belastung. Dabei besteht die Gefahr, daß unter dem Wust von Einzelheiten und Jahreszahlen das Wesentliche untergeht. Wesentlich sind nämlich die Kräfte, die das geschichtliche Geschehen hervorrufen und tragen. Hierüber Aufschluß zu geben, ist der wahre Auftrag der Geschichtsforschung. Unterläßt sie das, hat sie ihre Aufgabe nicht erfüllt.

Deutsche Geschichtsschreibung darf weder politisch noch — und erst recht nicht — seelisch an volksfremde Mächte gebunden sein. Ihr Standpunkt hat allein deutsch zu sein. Das heißt, er gehört in den Raum, in dem sich das Geschehen abgespielt hat, und zu den Menschen, die davon betroffen waren. So wollen wir die Geschichte dieser sieben Jahrhunderte sehen und bewerten. — Die zeitliche Unterteilung richtet sich dabei, wie auch

sonst üblich, nach den Regierungszeiten einzelner Persönlichkeiten. Verzichtet wird jedoch darauf, alle Einzelheiten zu bringen, die außerhalb des Themas liegen. Sie können an anderer Stelle nachgelesen werden.

Die geschichtliche Bedeutung des Glaubensumbruchs wird auch von deutscher Seite nicht in Frage gestellt. Er hat den einzelnen Menschen beeinflußt und verändert — bis heute. Er hat die Geschicke der Germanen und später der Deutschen weitgehend mitbestimmt — bis heute. Und er wird sich auch in Zukunft noch auswirken.

Die vorliegende geschichtliche Untersuchung soll vom deutschen Standpunkt aus klären, welche Voraussetzungen politischer und geistig-seelischer Art für die Verchristung vorlagen, wie sie vor sich ging, mit welchen Mitteln sie vorgenommen wurde und welche Folgen sie auf allen Gebieten hatte, für den Einzelnen wie für die Gesamtheit. Nur mit diesem Wissen kann Geschichte Lehrmeisterin sein.

Hiermit wird der erste Teil dieser deutschen Geschichte vorgelegt. Er umfaßt die Zeit vom 6. bis zum 9. Jahrhundert. **Kurt v. Zydowitz**

Inhaltsverzeichnis

Entwicklung bis zum Eindringen des Christentums in die germanische Welt

Römisches Reich und römische Kirche

Rom! Der Name dieser Stadt ist zu einem geschichtlichen Begriff geworden, und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal steht Rom für das Römische Reich des Altertums, das Imperium Romanum. Von diesem lateinischen Wort „imperium" wiederum ist der Begriff „Imperialismus" abgeleitet. Er bezeichnet noch heute ein Streben nach Ausweitung der Macht ohne Rücksicht auf eigene Volkskraft, ohne Rücksicht auf die räumlichen Grenzen des eigenen Volkes oder anderer Völker und auf die Freiheit anderer Völker.

Zum anderen wird unter dem Wort „Rom" die katholische Kirche verstanden, die sich auch selbst Römisch-katholische Kirche nennt. Ihr Eintritt in die Geschichte ist ohne das vorangegangene Römische Reich nicht denkbar; denn dieses war ihr Nährboden, gleichsam ihre Voraussetzung. Deshalb muß vor einer Untersuchung ihres Wirkens und auch ihrer Wirkung ein Blick auf ihren Vorgänger geworfen werden.

Vor 2000 Jahren erreichten die Römer den Rhein, als Caesar in den Jahren 58 bis 51 vor der jetzigen Zeitrechnung in langen Kämpfen — den Zwiespalt einzelner Stämme ausnutzend — seinen Machtbereich bis an diesen Fluß vorgeschoben hatte. Damit wurde der Rhein zu einer Grenze von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung. Und wenn der Name gerade dieses Flusses bei den Deutschen noch heute bestimmte gefühlsmäßige Regungen hervorruft, so mag das unbewußt auf jene Grenze vor 2000 Jahren zurückzuführen sein. Auch damals war er keine Völkergrenze, denn sowohl auf seinem West- als auch auf seinem Ostufer waren germanische Stämme ansässig. Die Länder westlich des Rheins waren Provinzen Roms, am Niederrhein „Germania Inferior", also Niedergermanien, am Oberrhein „Germania Superior", Obergermanien, während die Römer das Land ostwärts des Rheins „Germania Magna", Großgermanien, nannten. Das war natürlich nur ein Sammelbegriff, denn dort gab es ja keinen Einheitsstaat, sondern dort siedelten eine ganze Reihe von verschiedenen selbständigen Stämmen, denen ein Zusammengehörigkeitsgefühl fehlte. Sie kämpften gegeneinander, verschoben ihre Stammesgebiete und trennten oder vereinigten sich fortlaufend, teils freiwillig, teils unter Zwang. Nach Osten hatte Großgermanien keine feste Grenze. Im Westen aber — und das war eben das Entscheidende — trennte der Rhein freie und unterworfene, und zwar jenem fernen und fremden Rom unterworfene, germanische Stämme.

Nun lag es durchaus nicht in der Absicht der römischen Herrscher und Soldatenführer, am Rhein Halt zu machen. Doch zunächst einmal mußte das

neu eroberte Land eingegliedert und gesichert werden, mußten Straßen gebaut und feste Plätze für Soldaten und für Güter errichtet werden. Daneben liefen natürlich die Versuche, auf friedlichem Wege bei den Germanen ostwärts des Rheins Einfluß zu gewinnen. Da war es bereits von Nutzen, wenn Rom freie Germanen dazu bringen konnte, Kriegsdienste in seinen Legionen zu nehmen, zumal die eigene Volkskraft schon seit langem nicht mehr für die Eroberungsgelüste ausreichte. Und sie kamen in Scharen, ließen sich verpflichten und kämpften und starben für Rom — gegen seine Feinde, auch gegen andere Germanen. Wenn Germanen aufstiegen und römische Bürger wurden oder hohe Dienststellen im Heer einnahmen, dann bekamen sie wohl einen römischen Namen wie die Cheruskeredelinge Arminus und sein Bruder Flavus. Ja, Rom konnte etwas bieten: Uniformen und soldatischen Ruhm, die Unbegrenztheit des Weltreiches und hohe Stellungen, Macht und Reichtum. So zog Rom die überschüssige Volkskraft der germanischen Stämme an sich, besonders jener Stämme, die sich wegen der Sperre an Rhein und Donau nicht mehr ausdehnen konnten.

Mit dem Jahre 12 vor der jetzigen Zeitrechnung begannen die römischen Vorstöße und Feldzüge in das rechtsrheinische Gebiet, zuerst am Niederrhein und entlang der Lippe, dann aus der Gegend von Mainz. Diese Versuche brauchen nicht im einzelnen geschildert zu werden. Sie endeten erfolglos, nachdem den Römern in Siegfried-Armin[1]) ein Feldherr gegenübertrat, dem es gelang, den bis zum Teutoburger Wald vorgeschobenen starken Stützpunkt des römischen Statthalters Varus zu zerschlagen und seine 3 Legionen — rund 15 000 Mann — zu vernichten. Siegfried-Armin war auch ein Staatsmann, der trotz aller Schwierigkeiten mehrere germanische Stämme zusammenfassen konnte und seinen Einfluß bis zum heutigen Böhmen hin ausdehnte. Im Jahre 16 der jetzigen Zeitrechnung, also nach insgesamt 28 Jahren, stellten die Römer hier im Norden die kriegerischen Unternehmungen ein. Der Rhein blieb Grenze, und das germanische Gebiet ostwärts davon blieb frei. Ein „Römer" von heute urteilt allerdings wie folgt über dieses Ergebnis: „Die ‚Weisheit' des Tiberius und Hadrian, denen von ihren Zeitgenossen Lob gezollt wurde, hatte törichterweise auf die Besetzung von Germanien, Mitteleuropa, Kaledonien und Irland verzichtet, als noch die Möglichkeit dazu bestand."[2])

---

[1]) In bezug auf den Namen Siegfried für Arminius folge ich den Untersuchungen, die Ulrich von Motz in seiner Schrift „Siegfried-Armin, Dichtung und geschichtliche Wirklichkeit", Verlag Hohe Warte, Pähl, 1953, niedergelegt hat.

[2]) Henry Daniel-Rops: „Die Kirche im Frühmittelalter", ein Buch der Abendländischen Verlagsanstalt in der Nymphenburger Verlagshandlung München, Übersetzung aus dem Französischen, 1953, S. 75.

Am Oberrhein jedoch gelang es Rom, festen Fuß am Ostufer zu fassen und ein größeres Gebiet fest in die Hand zu nehmen. Zur Sicherung wurde hier eine künstliche Grenze, der Limes, gebaut, der im Raum nördlich des Mains um das Jahr 89 d. j. Ztr., im Raum des heutigen Württemberg und Bayern bis zum Jahre 155 fertig wurde. Oberhalb von Regensburg stieß der Limes an die Donau. Dieser Bau war schon eine gewaltige Leistung. Er zog sich 550 km quer durch das Land und bestand aus einem breiten Graben und einem dahinter liegenden Wall mit Pallisaden. Auf dem Wall befanden sich in regelmäßigen Abständen Wachttürme — insgesamt 1000 Stück — und dahinter 400 befestigte Lager.

Hier im Süden also bildete der Limes die Grenze zwischen Rom und dem freien Germanien. Aber er blieb es nicht. 100 Jahre später — eine lange Zeit für die damals Lebenden, eine kurze Zeit in der Geschichte — hatten sich germanische Stämme jenes Raumes — als Alamannen bezeichnet — zusammengeschlossen und überrannten den Limes. Das Land bis zum Rhein war wieder frei.[3])

Bis auf diese geringen Einbußen stand das römische Reich noch, zusammengehalten durch die Staatskunst seiner Herrscher und durch die Stärke seiner Heere — es läßt sich auch mit anderen Worten ausdrücken: durch Schlauheit und Gewalt. Daneben aber wirkte fraglos der Begriff dieses Imperiums, im Inneren und draußen bei den Nachbarvölkern. Dazu muß man sich einmal die Ausdehnung des Reiches vor Augen führen: Es reichte im Osten bis Kleinasien einschließlich Armenien und Mesopotamien (das damalige Reich der Parther, heute Irak); es beherrschte Ägypten und Pa-

---

[3]) Ich verweise hier auf das Buch „Der Wall der tausend Türme" von Hermann Noelle, Silberburg-Verlag. Werner Jäckh, Stuttgart, 1958. Gestützt auf zahlreiche Quellen wird hier ein eindrucksvolles Bild des Lebens diesseits und jenseits des Limes gegeben, wie auch der Kämpfe um den Limes und in dem von Rom besetzten Gebiet. In spannender Romanform erhält der Leser einen Einblick in die Unterschiede der seelischen Haltung der Menschen beiderseits des Limes. Dabei wird der Germane durchaus nicht etwa verherrlicht, sondern die geschilderten Abstufungen seines Verhältnisses zu Rom dürften dem damaligen Zustand sehr gut nachempfunden sein. Es gibt Germanen aus dem noch freien Teil des Landes, die freiwillig zu Rom übergehen und Verrat an ihrem Volke üben. Es gibt Germanen aus dem besetzten Gebiet mit sklavenmäßiger Gesinnung, andere mit dem bekannten Standpunkt „Gegen diese Macht ist nichts zu machen", andere mit starrem Festhalten einer eingegangenen Verpflichtung. Und es gibt Germanen, die den Todfeind Rom erkannt haben und ihn bedingungslos bekämpfen.

lästina, weiter die gesamte Nordküste Afrikas; es umfaßte in Europa die iberische Halbinsel (Spanien), Gallien (Frankreich) bis zum Rhein, Britannien (die halbe Insel England); weiter reichte es bis zur Donau und im Osten sogar darüber hinaus (das heutige Ungarn und Rumänien). Die Menschen der in diesem Riesenraum unterworfenen Völker dienten in Staat und Heer. An allen Grenzen standen bunt durcheinandergewürfelt Germanen, Gallier, Spanier, Neger, Parther, Illyrier (aus dem heutigen Jugoslawien), Griechen und Britannier. Hinter den Heeren drängten sich ebenso vermischt die Händler in den Städten und Lagern (vornehmlich Griechen, Syrier und Juden), dazu die Priester der zahlreichen Religionen, die Arbeiter und Handwerker, die Beamten und Angestellten. Ein ungeheures Völkergemisch mußte sich so bilden, und das nicht nur vorübergehend. Viele dieser Menschen ließen sich in fremdem Land nieder, gründeten Familien und starben dort. Einen inneren Zusammenhalt konnte es nicht geben, so wurde Äußeres zum Lebensinhalt und Lebensziel. (Wir erleben heute Ähnliches bei den „atomisierten", d. h. für sich allein stehenden Menschen der weißen westlichen Welt. Auch die Folgen müssen zwangsläufig die gleichen sein). Während im Inneren der furchtbare sittliche Verfall immer größer wurde, während sich innere Auflösungserscheinungen immer stärker zeigten, wurde auch der äußere Druck auf die weiten Grenzen immer gefährlicher.

Da verließen Teile der Bojer-Markomannen ihr Heimatland Böhmen und schoben sich langsam nach Süden vor. Im Jahre 165 brachen sie mit ihren Nachbarn, den Quaden, über die Donau in das Römerreich ein und drangen bis an die Adria vor. 15 Jahre lang mußte der Kaiser Marc Aurel (161–180) kämpfen, bis er die Donaugrenze wieder in der Hand hatte. Das gelang am Ende nur dadurch, daß die eingedrungenen Stämme in den von ihnen genommenen römischen Provinzen Noricum (Kärnten, Niederösterreich, Steiermark, Oberösterreich) und Pannonien (ostwärts davon bis zur Donau) angesiedelt wurden und nun ihrerseits die Wacht für Rom hielten. Diese Kelto-Germanen sind also zum Teil die Ahnen der heutigen Bewohner jener Landstriche.

Ostwärts des Rheins wuchs inzwischen die Zahl der Menschen. Auch dort bildeten sich allmählich größere Stämme in losem Zusammenhalt. Es waren zunächst die Alamannen = Schwaben, die bereits erwähnt wurden, dann am Niederrhein die Franken — erstmals im Jahre 238 genannt —, weiter ostwärts die Chatten und Sachsen und im Norden, an der Küste der Nordsee, die Friesen. Der Landhunger trieb die beiden Grenzstämme, die Alamannen und die Franken, über den Rhein. Zunächst gingen Menschen als Siedler, als Bauern, hinüber, auch wenn sie damit unter römische Herrschaft gerieten. Aber es kam soweit, daß spätere römische Kaiser ihnen größere

Rechte einräumten, wenn sie sie als Bundesgenossen gegen eigene Feldherren brauchten, deren Macht ihnen zu groß wurde.[4] Die junge Mannschaft hingegen unternahm hin und wieder auch bewaffnete Streifzüge in das Gebiet Galliens hinein.

Die immer weiter fortschreitende innere Auflösung des Reiches war auch seinen Herrschern nicht verborgen geblieben. Was konnte getan werden, um dem allen Einhalt zu gebieten? Welche Kraft gab es noch in diesem verfallenden Vielvölkerstaat, die einigend wirken konnte? Eine Religion bot sich an, die inzwischen im ganzen Reich verbreitet war: das Christentum. Zwar hatten die Christen sich bisher keineswegs staats- und regierungsfreundlich gezeigt, ja, sie weigerten dem Kaiser-Gott sogar das Opfer. Auch lehnten sie den Waffendienst ab, mit der Begründung, daß ihre Lehre ihn verbiete. Aber sie erhielten Zulauf gerade von den so wichtigen Massen der Städte, und diese Massen hatten auch damals keine eigene Meinung, sondern waren durch geschickte Leute gut zu lenken. Wie, wenn man die leitenden Männer, die Bischöfe und Priester, an sich heranziehen konnte? Und so geschah es. Kaiser Konstantin (306—337) beendete die bisherige Unterdrückung. „Im Jahre 313 hatte Konstantin . . . das Christentum hoffähig gemacht. Die überglücklichen Kirchenväter paßten sich dem neuen Kurs alsbald an, und so erblicken wir gleichsam über Nacht an Stelle der ehemaligen christlichen Pazifisten — die kirchlichen Feldgeistlichen . . . Die theologische Forschung betont, daß der weltgeschichtliche Umschwung vom Heidentum zum Christentum sich zuerst im Heere vollzogen, daß Konstantin das Christentum immer mehr als Soldatenreligion ausgestaltet und Rom im Widerstand gegen den Soldatenberuf wahrscheinlich früher als andere christliche Gemeinden nachgelassen habe."[5] Schon 317 war an Stelle des früheren ein christliches Feldzeichen geschaffen, und seit jener Zeit zogen die römischen Soldaten für das Christentum zu Felde.

Auch im Verhältnis zum Staat erfolgte eine völlige Umkehr.

Die Massen in den Städten wurden zu Stützen der jeweiligen Herrscher, und die führenden Leute der Christen traten in den Staatsdienst ein, in dem sie bald wichtige Posten einnahmen. Natürlich fand sich auch eine Begründung aus der „Schrift", und zwar in den Worten von Paulus: „Alle Obrig-

---

[4]) Einen aufschlußreichen und nach der Geschichte gestalteten Einblick in jene Zeit gibt Felix Dahn in dem Buch „Julian der Abtrünnige", Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig, 1893. Schaudernd sieht der Leser das römische Reich als verbrecherischen Gewaltstaat, obwohl das Christentum bereits Staatsreligion war, und erschüttert muß er den weiter gesteigerten Bruderkampf der Germanen miterleben.

[5]) „Abermals krähte der Hahn", von Karlheinz Deschner, Hans E. Günther-Verlag, Stuttgart, 1962, Seite 506.

keit ist von Gott" und „Seid untertan der Obrigkeit", Worte, die noch heute Anlaß zu Auseinandersetzungen innerhalb der Kirchen sind. Es war im übrigen immer noch die gleiche Obrigkeit, die ihren Religionsstifter ans Kreuz genagelt haben soll!

Woher waren die führenden Köpfe gekommen? Nun, inzwischen war ja jene Christenschar aus einer verfolgten und über die Achsel angesehenen Gemeinschaft zu einer mächtigen und staatlich gewünschten Gruppe geworden. Ihr anzugehören, brachte nun keine Gefahr mehr, sondern förderte den Aufstieg zu Macht und Einfluß. Mochten jene Armen, ob an Geist, an Gut oder an Blut, sich mit dem Himmel trösten, der nach dem Tode ihnen gehören sollte, das Leben auf der Erde war gewiß auch nicht zu verachten. So stießen Scharen von Menschen aller Kreise zu den Christen, denen es wenig oder gar nicht auf eine innere Überzeugung ankam, sondern auf eine geeignete Plattform für ihren persönlichen Ehrgeiz.

Wie andere Staaten späterer Zeit prüfte auch das römische Reich nicht die Überzeugung für eine Religion, sondern die Nützlichkeit für eigene Zwecke, und diese war zweifellos vorhanden. Natürlich stellten die neuen Mitarbeiter und Günstlinge auch Forderungen. Hatten die Christen bisher Duldsamkeit (Toleranz) verlangt und gepredigt, so erwarteten sie nun vom Staat mit allem Nachdruck die Anerkennung als allein gültige Religionsgemeinschaft. Doch diese allein genügte nicht; sie riefen die staatliche Gewalt zum Verbot und zur Beseitigung der anderen Glaubensrichtungen herbei. Der Staat zeigte sich verständnisvoll. Seine Gegenleistungen zahlten sich auch schon deshalb aus, weil die geistlichen Herren ihrerseits volles Verständnis für die Geschehnisse der weltlichen Seite zeigten, einschließlich von Gewalt und Mord im Inneren wie der Kriege nach außen. „So kam Konstantin der katholischen Kirche mit Rechten aller Art, mit Gütern und Geschenken entgegen ... Diese außerordentlichen und ständig wachsenden Gunstbeweise, die viele zum Eintritt in den Klerus bewogen und sein Ansehen gewaltig gesteigert haben, erhielt die Kirche natürlich nicht umsonst. Schon seit dem Jahre 312 regierte der Kaiser über sie mit derselben Entschiedenheit wie über den Staat. Konstantin besuchte Synoden, beeinflußte sie entscheidend, und die Bischöfe fungierten als seine politischen Diener. Die Kirche, die das Evangelium der Bergpredigt verkündete, wurde zu einer unter kaiserlicher Oberhoheit stehenden Reichskirche, zum Bundesgenossen eines Staates, der seine Völker bis aufs Blut ausbeutete und gegen andere zu Felde zog . . . Wie immer man Konstantins persönlichen Glauben einschätzen mag: die Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche bestimmten politische Motive. Aber auch der Katholizismus selbst gewann nun gegenüber dem Urchristentum in entscheidenden Zügen eine völlig andere Gestalt . . ."[6])

---

[6]) Deschner, a. a. O., Seite 378/379.

Von nun an wurde dem Christentum und der Kirche der Weg zur Macht mit staatlicher Unterstützung geebnet.

Doch was waren damals eigentlich

„das“ Christentum und „die“ Kirche?

Diese beiden Begriffe werden in den Geschichts- und sonstigen Büchern meist ohne jede weitere Erklärung angewandt. Die Leser müssen also des Glaubens sein, daß das Christentum und die Kirche zwei geschichtliche Erscheinungen sind, die von Anbeginn her gleichen Sinn und gleichen Inhalt hatten und haben. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Vielmehr steht fest: Das Christentum war zu keiner Zeit dasselbe, und vor allem ist es heute, im 20. Jahrhundert, ein anderes als im damaligen 4. Jahrhundert, aber es war im 4. Jahrhundert auch schon ein anderes als zu Beginn. Und das Christentum ist im Grunde auch in keinem Land dasselbe.

Zwar wissen die Theologen und die Kenner der Geschichte hierüber Bescheid, doch gebrauchen sie — und gerade sie — jenen Begriff meist ohne nähere Bemerkung. Dies bedeutet eine Irreführung. Denn es ist eine Tatsache, daß die Abänderung jener Lehren und Grundsätze, die Jesus von Nazareth zugeschrieben werden, schon mit Paulus begannen. Sie setzten sich fort im Streit der Judenchristen mit den Heidenchristen und führten bald zu der Bildung zahlreicher Gruppen. — „Irenäus kennt Ende des 2. Jahrhunderts 20 christliche ‚Konfessionen‘, Hippolyt zu Beginn des 3. Jahrhunderts 32. Im ausgehenden 4. Jahrhundert bekämpft Kirchenvater Epiphanias in seinem ‚Arzneikasten‘ bereits 60 rivalisierende christliche Sekten, und der Bischof Philaster von Breszia nennt noch im gleichen Jahrhundert 131.“[7])

Um zu begreifen, warum schon damals so viele „Christentümer“ möglich sein konnten, muß zunächst berücksichtigt werden, daß es in der Frühzeit die Bibel, also eine Zusammenstellung allgemein gültiger Schriften, noch nicht gab. In den einzelnen Gemeinden wurde auf Grund mündlicher Überlieferung nach Briefen und Anweisungen verschiedener Apostel und Väter gelehrt. Weiter waren eine Reihe alter jüdischer Schriften übernommen worden. Alle diese Unterlagen galten jedoch nicht als „heilig“ und unantastbar, und so konnte mit gutem Gewissen an ihnen fortlaufend berichtigt, weggelassen und hinzugefügt werden. Diese Lehrunterlagen wurden weiter abgeschrieben, verbessert, verändert — und verfälscht. So entstand eine derartige Fülle von Abschriften von Abschriften von Abschriften, daß sich allmählich eine gewisse Regelung als unbedingt geboten erwies. Erst im Jahre 327, auf dem Konzil zu Nicäa, erfolgte eine Auswahl, indem einfach

---

[7]) Deschner, a. a. O., S. 254.

aus der Masse der Vorlagen beliebige zusammengestückelte Schriften beliebiger Verfasser, die unter bekannten Namen der christlichen Anfangszeit liefen, als allein gültige „Evangelien" in das Neue Testament aufgenommen wurden. Aber auch in dieser Auswahl gab und gibt es in den christlichen Kirchen und Sekten Abweichungen. Und selbst der Text der anerkannten Schriften des Neuen Testaments ist nicht einheitlich. „Man schätzt die Zahl dieser Varianten, das heißt verschiedenen Lesarten, auf 250 000. Änderungen bloßer Satzzeichen und Buchstaben (was ja manchmal schon sinnentscheidend sein kann) zählen dabei ebenso mit wie Abweichungen ganzer Sätze und Abschnitte. Der Text des ‚Buches der Bücher', heute in mehr als 1100 Sprachen und Dialekten verbreitet, ist also heillos korrumpiert (verfälscht)."[8])

Diese Verschiedenheiten in den Grundlagen des Christentums sind bekanntlich bis heute nicht beendet, denn im 20. Jahrhundert werden immer noch mehrere hundert Sekten gezählt. Also gibt es „das" Christentum auch heute nicht.

Die Auseinandersetzungen um den „richtigen Glauben" wurden nicht mit Gründen der Vernunft und der Wahrheit, geschweige denn mit „christlicher Liebe" geführt, sondern mit List (Fälschungen der „heiligen Schrift" und Fälschungen der Lehren der Kirchenväter) und mit Gewalt. Sowie der Kirche die Machtmittel des Staates zur Verfügung standen, begann der blutige Kampf, nicht nur gegen die Heiden, sondern auch gegen die Ketzer aller Art, daß heißt gegen alle Gruppen von Mitchristen, deren Linie von der „alleinseligmachenden Kirche" abwich. Gerade diese Kreuzzüge gegen die Ketzer zeichneten sich durch besondere Erbarmungslosigkeit und grausamste Blutopfer aus. Wenn das kirchliche Rom in diesem Kampf siegen konnte, so war das nichts anderes als staatlich anerkannter und staatlich gestützter Glaubenszwang. „Durchgesetzt hat sich der Katholizismus jedoch nicht wegen seiner ‚Rechtgläubigkeit', sondern weil er sich durchsetzte, wurde er rechtgläubig. Er siegte, weil er am besten organisiert, im Konkurrenzkampf am brutalsten war, und auch weil er durchaus alles, was ihm paßte, von den großen ‚Häresien' (Ketzereien) übernahm, dabei aber geschickt gewisse Extreme vermied. Doch erst nachdem ihn Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert favorisiert (bevorzugt) hatte, schlug er alle seine christlichen Gegner durch Zerstörung ihrer Kirchen, Konfiskation (Beschlagnahme), Zwangstaufen und ähnliche Mittelchen nieder. Daß sich in der Geschichte nicht immer die Besten behaupten und der Sieg selten mit der Wahrheit identisch (gleichbedeutend) ist, wurde gerade von der theologischen Forschung in diesem Zusammenhang oft betont. Auf dem Sektor des Geistes jedenfalls sind die Entscheidungen

[8]) Deschner, a. a. O., S. 143.

über das, was ‚rechter Glaube' und ‚Irrlehre' war, meist nicht gefallen, sondern fast stets auf dem der Macht".[9])

Auch „die" Kirche war im 4. Jahrhundert nicht dieselbe wie zu Beginn und ist nicht dieselbe wie heute — ganz zu schweigen davon, daß Jesus sie gegründet haben soll. Bei den ersten Zusammenkünften der Christgläubigen in den einzelnen Ortschaften und Städten kann allenfalls von Gemeinden gesprochen werden, doch eine nach irgendwelchen Vorschriften gegliederte Zusammenfassung gab es nicht. Die Christen hatten ja zunächst auch keine Veranlassung, sich hierüber Gedanken zu machen, warteten sie doch auf die verkündete Wiederkehr ihres Herrn.

Aber in den Gemeinden waren auch mancherlei Verwaltungsarbeiten zu erledigen wie die Erfassung und Verteilung von Spenden aller Art, die Kranken- und Armenfürsorge wie die äußere Regelung des Gemeindelebens. Dafür bildeten sich die Ämter der Bischöfe, Diakone und Presbyter heraus. Sie standen im Ansehen zunächst weit hinter den geistlichen Lehrern zurück. Doch wie es häufig unter den Menschen ist, siegte allmählich auch hier das Geld, das ja von den Beamten verwaltet und vergeben wurde, über den Geist und seine Träger. So setzte sich der Bischof in den Gemeinden durch und vereinte seit dem ausgehenden 2. Jahrhundert bereits alle Ämter in seiner Person. Die Bischöfe wurden zunächst jedoch nicht von einer oberen Dienststelle ernannt, denn eine solche bestand ja noch gar nicht, sondern die Gemeindemitglieder wählten ihre Bischöfe selbst, manchmal sogar mehrere in einer Gemeinde, in einzelnen Fällen auch Leute, die gar keine Christen waren.

Ganz natürlich und „menschlich" war es, daß sich mit dem Anwachsen der Gemeinden eine immer stärker gegliederte Beamtenschaft der Kirche, die Hierarchie, entwickelte. Bald hörte auch die Gleichheit der einzelnen Christen untereinander auf, und die Priester und Bischöfe wurden die „Herren", denen besondere Ehren zukamen. Und zwangsläufig war dann die weitere Entwicklung: Das Amt wurde wichtiger, brachte mehr Einfluß und Macht, also zog es Einfluß und Macht erstrebende Menschen an. Solche Menschen aber bauten ihren Einfluß und ihre Macht weiter aus, also wurde das Amt immer wichtiger, mächtiger, einflußreicher. Endlich erschien an der Spitze der Papst mit unbeschränkter Gewalt über die Körper, Seelen und Gewissen seiner Untertanen, der Papst, der ganz wie das weltliche römische Reich einen Herrschaftsanspruch über Könige und Kaiser, ja über die ganze Erde erhob.

Wenn der römische Papst heute seine Vorrangstellung darauf gründet, daß der Apostel Petrus der erste Bischof oder sogar Papst in Rom gewesen sei und Sitz und Herrschaft seinen Nachfolgern auf dem Papstthron vererbt habe, so ist das geschichtlich nicht haltbar. Außerdem sind das Äußerlichkeiten, die für eine geistig-seelische Führung im Grunde bedeutungslos sein

---

[9]) Deschner, a. a. O., S. 255/256.

müßten. Jedenfalls ist ein Aufenthalt des Petrus in Rom vor 2000 Jahren trotz aller Grab- und Knochenfunde nicht belegt, und selbst Theologen lehnen derartige Behauptungen ab. Petrus erscheint in den Quellen erst im 4. Jahrhundert, vorher wußte man nichts von seiner Anwesenheit in Rom.

Die Entwicklung war eine andere: Das Bischofsamt in Rom war Jahrhunderte lang den anderen nicht vorangestellt. Aber es ergab sich im Laufe der Zeit — und durch das Zusammenwirken der kirchlichen mit den staatlichen Verwaltungsstellen — daß die Bischöfe der Provinzhauptstädte eine größere Bedeutung und Macht wie auch eine Weisungsbefugnis gegenüber den anderen Bischöfen erhielten. So gewann auch Rom in Italien eine besondere Stellung, die sich später im 4. Jahrhundert auf das gesamte Abendland erweiterte. Der Versuch, auch im Ostreich — Hauptstadt Konstantinopel — anerkannt zu werden, scheiterte. Die Ostkirche trennte sich von Rom und ging ihre eigenen Wege unter dem Namen „griechisch-orthodox", also griechisch-rechtgläubig. Trotz jahrhundertelanger Bemühungen, bei denen alle Künste römischer Diplomatie (Staatskunst) einschließlich von Kriegen eingesetzt wurden, gelang es Rom nicht, diese Abspaltung zu überwinden und die Wiedereingliederung, genauer, die Unterordnung unter die Herrschaft Roms, zu erreichen.

Im Westen aber rückte das päpstliche Rom allmählich zielbewußt in die Stellung der vorangegangenen Hauptstadt der damaligen Welt, und es setzte mit diesem Namen auch den Machtanspruch (Imperialismus) Roms fort.

Dergestalt waren also Inhalt (Christentum) und Form (Kirche) jener Macht, die von nun an bestimmend in Europa eingriff. Auf fragwürdigen und widersprüchlichen Grundlagen aufgebaut, die zudem aus den verschiedensten jüdischen und heidnischen Quellen zusammengesucht sind, wurde diese Lehre zum Werkzeug für einen Apparat, dessen leitende Köpfe einen im wahrsten Sinne des Wortes totalen Anspruch erhoben, nämlich nicht nur die Seelen, sondern auch Körper und Geist der Menschen zu beherrschen und sich dienstbar zu machen. Fraglos bekannten sich viele Menschen aus Überzeugung zum Christentum und wirkten aus glühender Begeisterung dafür, weil sie hier das Heil für die Menschheit erwarteten. Aber der Kirche ging es ja nicht nur um den Einzelmenschen und nicht nur um den Anspruch der Alleingültigkeit einer Religion, sondern um die Macht in Staaten und Völkern. Im Bereich des römischen Staates war diese Macht errungen, doch die schon begonnene innere Auflösung wurde durch die Kirche nicht aufgehalten, sondern beschleunigt. Das Reich zerbrach. Die Kirche überlebte. Und sie trat nunmehr den Germanen gegenüber.

Die Germanen

Die allgemein übliche Sammelbezeichnung „Germanen" kann in diesem Rahmen beibehalten werden, auch wenn die einzelnen Stämme und Völkerschaften sich in manchen körperlichen Zügen und in manchen Eigenarten unterschieden haben. Selbst wenn sie zu Beginn ihres Eintritts in die Geschichte nicht das Gefühl des Gemeinsamen hatten, sondern sich häufig untereinander bekriegten, ja wenn sie sogar späterhin zum Teil als Bundesgenossen volksfremder Mächte, wie des weltlichen und des kirchlichen Rom, die Unterjochung und Vernichtung anderer Germanenstämme betrieben haben, so darf das kein Anlaß sein, die Gemeinsamkeiten zu übersehen und zu leugnen. Das allen Germanen Gemeinsame war so hervorstechend, daß schon die damaligen Zeitgenossen es wahrnahmen und die heutige Forschung es bestätigt.

Wer sich ein gültiges Bild über die Germanen machen will, muß sich zunächst von jener Vorstellung befreien, die immer noch mehr oder weniger bestimmend ist, der Vorstellung nämlich, daß es sich da um eine Art Wilde oder Halbwilde, mit einem Wort um „Barbaren" handele, die, in Bärenfelle gehüllt, auf die Jagd oder zum Krieg zogen oder auf jenen Bärenfellen liegend ungeheure Mengen von Met tranken, während ihre Frauen und Sklaven mühsam auf dem Felde arbeiten mußten. Gewiß konnten, mit den Augen eines römischen Beamten oder Heerführers gesehen, die Lebensbedingungen und die äußeren Lebensumstände der Germanen bescheiden aussehen. Doch jeder Blick in ein sachliches Werk oder in ein Vorgeschichtsmuseum zeigt die Haltlosigkeit dieser Vorstellung, zum mindesten, was die Kultur anbetrifft. Sogar von gewiß nicht unvoreingenommener Seite heißt es heute:

> „Selbst im ganzen gesehen, waren diese ‚Barbaren' gewiß keine Wilden. Christliche Schriftsteller wie Salvian billigen ihnen gewisse Tugenden zu: Treue, Disziplin, Keuschheit und, untereinander, Ehrlichkeit. Sie hatten seit langem eine Kultur, die wir erst allmählich entdecken." Und an anderer Stelle: „Diese Barbarenfürsten, die man sich gern als den Typus von Wilden vorstellte, die ihre Horden anführten, sprachen Latein und oft auch Griechisch, wußten die Annehmlichkeiten der Zivilisation zu schätzen und waren daher um so mehr bemüht, sich ihre Früchte zu eigen zu machen . . ."[10]

Ein Zweifel über ihre geistigen Fähigkeiten ist von vornherein unangebracht, denn es steht ja geschichtlich fest, daß germanische Heerführer, Beamte, Statthalter, ja sogar Kaiser am Ende das römische Reich erhielten und zusammenhielten.

---

[10] Henry Daniel-Rops: „Die Kirche im Frühmittelalter" a. a. O., S. 79 und 80.

Vor allem aber gilt es, sich von jenem Bild freizumachen, das über die Glaubensvorstellungen der Germanen überliefert worden ist. Es stammt entweder aus Schilderungen heidnischer Schriftsteller fremder Völker, die ihre eigenen Anschauungen und ihre eigenen Göttergestalten, ja selbst deren Namen auf die Germanen übertragen haben, oder aus Berichten christlicher Priester, für die jedes Sinnbild ein Gott und jede Verehrung ein Götzendienst, alles zusammen nichts als Teufelswerk war. Diese Anschauungen haben sich in weiten Kreisen bis heute erhalten und finden ihren Niederschlag selbst in wissenschaftlichen Werken unserer Zeit. Aus heidnisch-germanischer Zeit stammende Darstellungen von Menschen oder auch nur von Köpfen, seien sie aus Holz geschnitzt, in Metall oder auf Stein geritzt oder in Ton gebrannt, werden immer noch als Abbilder von Göttern vorgestellt.[11])

Ebenso schlecht ist es um die Kenntnis der Geschichte der Germanen bestellt. „Die große Frage: Wie erklärt es sich, daß ‚über den germanischen Anfängen ein Dunkel liegt, mit dem verglichen die Anfänge von Rom und Hellas lichte Klarheit sind?' (Mommsen). Wie ist es zu erklären, daß unsere Vorfahren angeblich noch keine Schrift kannten, um die Geschicke ihres Lebens zu Papier zu bringen zu einer Zeit, in der Rom einen Caesar, einen Virgil und einen Augustus hatte? Was ist unter den germanischen „Heldenliedern' zu verstehen, die der Frankenkönig Karl gesammelt und Ludwig der Fromme vernichtet haben soll? Sollten diese ‚Lieder' vielleicht alte deutsche Geschichtsquellen gewesen sein?"

Mit diesen Fragen geht Wilhelm Kammeier an die Erforschung der Quellen, in erster Linie allerdings an die des Mittelalters.[12]) Uns geht es hier aber um die „germanischen Anfänge", also um die Zeit vor der Verchristung, und dabei insbesondere um die Lebensauffassung und um die geistig-seelische Haltung der Germanen. Diese Seite des Germanentums ist es, die vom Vorstoß des Christentums ganz besonders getroffen wird.

Die ältesten schriftlichen Quellen über die Germanen sind Berichte aus einer fremden, ja feindlichen Welt. Sie beruhen nicht auf eigener Kenntnis, sondern auf Erzählungen — wenn nicht sogar auf Erfindung. Es ist verständlich, daß die äußeren Lebensumstände der Germanen darin eingehender und richtiger dargestellt werden als ihr Denken und Fühlen, denn die Schreiber sind nun einmal Menschen anderer Kulturkreise und anderer Denkungs-

---

[11]) Siehe hierzu R o l f H a c h m a n n: „Die Germanen", Nagel-Verlag, 1971, S. 109 ff und Beschreibung der Abbildungen, auch A l e x a n d e r R a n d a: Handbuch der Weltgeschichte, 1. Band, 3. Auflage, 1962, Seite 413 ff.

[12]) Wilhelm Kammeier: „Die Fälschung der deutschen Geschichte", Adolf Klein-Verlag, Leipzig, 1935.

art und übertragen — zwangsläufig, muß man sagen — ihre Vorstellungen. Auch ihre Ausdrücke stammen aus eigenem Erlebnisbereich.

So haben die Ägypter aus Vernehmungen von Gefangenen, die nach dem großen Angriff im Jahre 1195 v. d. Ztr. in ihre Hände gefallen sind, Berichte über die Heimat der Nordvölker zusammengestellt. Es ist das Verdienst Jürgen Spanuths, diese in ihrer geschichtlichen Bedeutung erkannt und ausgewertet zu haben. Diese „größte geschichtliche Entdeckung der Gegenwart" (Prof. Emile Biollay, Schweiz) ist in der Tat geeignet, die alten Vorstellungen von den „barbarischen" Völkern aus dem Norden gründlich zu berichtigen. Wir erfahren, daß sie schon damals geordnete Gemeinwesen hatten, daß sie Meister der Web- und Schmiedekunst waren, daß sie Ackerbau und Viehzucht betrieben und — nicht zuletzt — daß von ihnen jene geistigen Wellen ausgingen, die den griechischen und italienischen Raum befruchteten und hier die späteren Hochkulturen hervorbrachten.[13])

Die schon erwähnte Einschränkung gilt für die Glaubensvorstellungen. Sie werden aus ägyptischer Sicht geschildert, und Spanuths Deutungen entstammen wiederum aus seiner, der christlichen Einstellung.

Rund 2000 Jahre später schreibt Caesar über seinen Krieg in Gallien und bringt auch einige Nachrichten über die Germanen. Die Forschung hat allerdings mancherlei Fehler und Mängel festgestellt und mißt den Aussagewert nicht hoch.

Etwa aus dem Jahre 100 jetziger Zeitrechnung soll die bekannte Schrift „Germania" von Tacitus stammen. Auch hier schreibt ein Mann, der im Grunde von der Überlegenheit des Römertums überzeugt ist, wenn er seinen Landsleuten auch einen Spiegel über die Vorzüge des einfachen und natürlichen Lebens der Germanen vorhalten möchte. Auch bei der „Germania", die lange als unantastbare Quelle galt, meldet die Forschung erhebliche Bedenken an: Die berühmte „Germania" scheint im damaligen Rom merkwürdigerweise unbekannt gewesen zu sein; der Verfasser ist selbst nie in Germanien gewesen und hat sich offenbar auch nicht bei Germanen erkundigt; sie enthält falsche Angaben; sie widerspricht sich in manchem selbst; sie ist weitgehend aus älteren griechischen und römischen Büchern über andere Völker zusammengeschrieben und überträgt manche Angaben einfach auf die Germanen; sie ist lange unbekannt und verschwunden gewesen und taucht erst 1455 wahrscheinlich im Kloster Hersfeld auf, von wo sie nach Rom gelangt sein soll; eine Urschrift ist nicht vorhanden, und auch die sogenannte Erstabschrift, die Unterlage für weitere Abschriften, fehlt. Es kann dahingestellt bleiben, ob die „Germania" insgesamt eine Fälschung ist, auf jeden Fall müssen ihre Aussagen mit dicken Fragezeichen versehen werden.

---

[13]) Jürgen Spanuth: „Atlantis", Grabert Verlag, Tübingen, 1965.

Die Forschung ist jedoch nicht müßig gewesen. Im Laufe der Zeit ist aus den geschichtlichen Quellen, die in den wichtigen „Monumenta Germaniae Historica" (Geschichtsunterlagen über Germanien) zusammengefaßt sind, aus den Sagen und Heldenliedern, aus den Resten der Edda und nicht zuletzt aus den Ergebnissen der Spatenforschung ein Bild geformt worden, das Anspruch auf Gültigkeit erheben kann.

Die Germanen waren Bauern, und zwar Bauern in einem rauhen und unwirtlichen Raum, der zum Bestehen und Überleben alle Kräfte erforderte. Das rasche Wachstum der germanischen Stämme erzwang darüber hinaus eine stete Ausweitung des zu bearbeitenden Bodens wie auch ein je nach Lage langsames oder schnelles Weiterwandern in neue Siedlungsräume. Wie es noch heute bei Bauern ist — oder sein sollte —, so auch damals: Ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl der Sippe mußte sein, weil diese Gemeinschaft einfach auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen war. Ob bei der Urbarmachung und Bearbeitung des Bodens oder beim Hausbau, ob bei Jagd oder Krieg, die Sippengemeinschaft mußte zusammenstehen, zusammenarbeiten, zusammen kämpfen. Jeder einzelne war mit seinem Tun für die Sippe verantwortlich.[14])

> „Die beiden hervorragendsten Züge in der germanischen Kultur sind die Sippensolidarität und ein sehr stark ausgeprägtes Verantwortungsgefühl des Menschen für sein Tun. Keiner dieser Züge ist an sich auf das Germanische beschränkt; im Gegenteil, wir finden sie in allen Kulturen, die wir primitiv nennen, wenn wir das Wort in Gegensatz zur Stadtkultur stellen, die die Arbeitsteilung geschaffen und damit das Leben in ein ökonomisches (wirtschaftliches) Problem verwandelt hat. Die Einheit des Daseins ist bei primitiven Menschen nicht die Person oder das Individuum (Einzelwesen), sondern die Sippe. Das Eigentümliche an einer solchen Lebensform ist nicht dies, daß das Individuum in der Gesamtheit untergeht, sondern daß das Individuum die Gesamtheit umfaßt. Niemand handelt für sich allein.[15])

Diese Einstellung kann mit den Worten zusammengefaßt werden: Einer für alle, alle für einen. Das galt auch für Fehltaten. Sie belasteten die ge-

---

[14]) Sippe ist ein uraltes Wort unserer Sprache, eine Bezeichnung für die Großfamilie. Es bedeutet gleichzeitig mit Verwandtschaft auch Freundschaft, Friede, Bündnis, Glück. Das Wort Familie für die Kleinfamilie ist erst im 16. Jahrhundert eingeführt. Es ist also ein neues Wort, ein Fremdwort.

[15]) „Lehrbuch für Religionsgeschichte", begründet von Chantepie de la Saussaye, 4. vollst. neubearbeitete Auflage, 2. Band, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1925 — Abschnitt: „Die Germanen" von Professor Dr. Wilhelm Grönbech, Kopenhagen, S. 555.

samte Sippe — und die gesamte Sippe hatte dafür einzustehen. Das galt aber auch, wenn ein Vergehen an einem Mitglied der Sippe verübt worden war. Dann traten alle für diesen einzelnen ein. Bei Mord gab es die bindende Verpflichtung zur Blutrache, das heißt, der Mörder mußte von der Hand eines Verwandten des Getöteten fallen.

Viele Menschen unserer „humanen" Zeit — mit Millionen von Kriegstoten und Hunderttausenden von Atombombenopfern — schaudern, wenn sie von der Blutrache hören, und sehen darin den Beweis für Roheit und Blutdurst der Germanen. Sie zeigen aber nur, daß sie von den Lebensgesetzen der germanischen Welt keine Ahnung haben: Der Mord an einem Angehörigen der Sippe war gewaltsamer Einbruch in diese Gemeinschaft, er nahm ihr die Ehre. Mit der Ehre verlor sie die äußere Kraft. Erst der Vollzug der Blutrache konnte beides wiedergeben. Und: Der Tote, durch Mord, also unehrenhaften Tod, aus dem Lebenskreis der Sippe ausgeschlossen, konnte nur durch diese Sühne wieder einbezogen werden. Damit war die innere Geschlossenheit wiederhergestellt, aus der die Sippe lebte.

Die Blutrache war also eine Ehrenpflicht, eine heilige Pflicht. Zahlreich sind die Beispiele, daß Frauen auf Blutrache drängten. Eine solche Haltung als „unweiblich" zu verdammen, verkennt völlig die Stellung und die Aufgaben der germanischen Frau als seelischem Mittelpunkt der Sippe. Manche gingen dabei bis an die Grenzen ihrer Kraft, denn als Frau und Mutter war es auch damals schwer, Mann und Söhne der Gefahr auszusetzen. Doch über allem stand das Geschlecht, und es konnte nur in Ehren bestehen. Damals galt eben noch das Gesetz, daß ehrenhafter Tod besser wäre als unehrenhaftes Leben, dessen Ende ebenfalls unehrenhaft sein mußte. Ehre und innere Geschlossenheit, das waren die Kräfte, die die Gemeinschaft zum Leben und Bestehen nötig hatte. Dieses Wissen fehlt den meisten Menschen heute. „Es zahlt sich nicht aus", heißt es heute bezeichnend — doch falsch und irreführend.

Gewiß, das Gesetz der Blutrache war hart. Es kam vor, daß ganze Sippen sich gegenseitig auslöschten, weil der erste Totschlag zwangsläufig weitere nach sich zog, wenn eine andere Buße nicht angenommen wurde. Trotzdem darf das Ausmaß der Blutrache nicht übertrieben gesehen werden, denn die Geschichte zeigt, daß die Germanen sich dadurch keineswegs selbst vernichtet haben. Falsch ist es auch, daraus eine Freude am Streit und eine Lust am Töten zu folgern. So etwas wäre bei Bauern nicht nur unnatürlich, es würde auch der Nüchternheit des nordischen Menschen nicht entsprechen. Aber eins konnten und durften sie eben nicht hinnehmen: Die Verletzung ihrer gemeinsamen Ehre. Und Mord war die schwerste Verletzung. Man mag eine solche Auffassung heute für übertrieben halten, man kann sie als roh und rückständig ablehnen. Aber man muß auch die andere Seite sehen: Diese Menschen hatten ein starkes Gefühl für innere, seelische Werte; sie

trugen eine ungeheure Verantwortung für sich und für die Gemeinschaft — auch der Mörder wußte um die Folgen seines Tuns; sie mußten unerhört wachsam sein und waren in dauernder Spannung. All das steigerte ihre Kräfte, innerlich und damit äußerlich. Das fühlt jeder, der das Leben der Germanen mit wachen Sinnen und Einfühlungsvermögen miterlebt.

Erleichtert wurde das Zusammengehörigkeitsgefühl natürlich dadurch, daß die Angehörigen einer Sippe schon auf Grund ihrer engen Verwandtschaft seelisch gleichgerichtet waren und mit gleicher Herkunft und gleichen Anschauungen dem gleichen Ziel zustrebten. Auch in der Schlacht standen die Männer einer Sippe nebeneinander „wie ein Mann", und jeder trug die Verantwortung für sich wie für die Gemeinschaft. So war auch die Tat des einzelnen wichtig. Sie konnte Ruhm oder Schande über ihn, aber auch für alle bringen. Dazu galt es ja noch, vor den anderen Sippen zu bestehen. Die bekannte und gefürchtete Angriffskraft germanischer Stoßkeile beruhte sicher nicht zuletzt auf dieser Gliederung.

Für den Germanen, der ja täglich sah, daß nur sinnvolle Arbeit Früchte trug, war der Erfolg nicht Ergebnis eines Zufalls oder eines Geschenkes von dritter, vielleicht außerweltlicher Seite, sondern das lediglich von ihm selbst abhängige Ende einer Kette, deren Glieder Wollen — Können — Tun hießen. „Das zweite Prinzip im Leben der Germanen, die Aktivität (Tatkraft und Schaffensfreude) ist nicht weniger machtvoll, um allen Gedanken und Handlungen ihr Wesen aufzudrücken."[16])

Daher genügte es keineswegs, gute Absichten oder gute Pläne zu haben, sie mußten auch in die Tat umgesetzt werden. Und auch die Tat allein war noch nicht alles, sie mußte gelingen. So war der Bauer verantwortlich, bis das Korn geborgen war, der Seemann, bis das Schiff den Hafen erreicht hatte, der Feldherr, bis der Sieg errungen war. Äußere Umstände galten hier also nicht als Entschuldigungsgrund, sondern der Germane hatte alle Kraft daran zu setzen, sie zu überwinden, „dem Schicksal in den Rachen zu greifen", es zu bezwingen. Welche geistigen, vor allem welche seelischen Kräfte bei einer solchen Einstellung dem Leben gegenüber wach werden und wachsen mußten, ist ohne weiteres vorstellbar. Ebenfalls ist klar, daß der Germane die Zeichen der Natur kennen mußte, weil von ihr ja allzu oft das Gelingen seiner Vorhaben abhing. Für den Germanen hätte jedenfalls die Begründung „Wer immer strebend sich bemüht . . ." keinerlei Veranlassung gegeben, Faust zu „erlösen", er hätte mehr verlangt.

Jene Geschlechter, die bei den Germanen irgendwie herausgehoben waren, hatten ihre Stellung nicht „von oben" erhalten, sondern deswegen, weil sie eine stärkere Kraft besaßen als die anderen, weil sie mehr konnten und deshalb mehr erreichten. Dieses besondere „Heil" hatten sie laufend unter

---

[16]) „Lehrbuch der Religionsgeschichte", a. a. O., S. 556

Beweis zu stellen, nur dann konnten sie Gefolgschaft erwarten. Besonders augenfällig zeigten sich die Fähigkeiten bei Kriegszügen, wie ja auch das Leben des Kriegers mehr Kraft, mehr Überlegung und größeren Einsatz verlangt. Hier konnte es natürlich Übersteigerungen geben, indem der Führer seine Scharen auch ohne zwingenden Grund ins Feld führte, lediglich um Ruhm für sich zu gewinnen, aber auch Übersteigerungen bei den Männern, die auf das ruhige Leben der Bauern herabsahen. Allerdings dürften derartige Gefahren zeitlos sein.

Zusammenfassend kann hier also gesagt werden: Bei dem Germanen durfte es kein Auseinanderfallen der Persönlichkeit geben. Körperliche Kraft, geistige Fähigkeiten und seelische Haltung wurden nicht getrennt bewertet — wie es heute oft genug der Fall ist —, sondern sie gehörten zur Beurteilung untrennbar zusammen.

Auf das innigste fühlte der Germane sich mit seinem Besitz verbunden. Er war nicht nur äußeres, sondern auch seelisches Eigentum. Das Land, welches er bearbeitete, die Haustiere, die er pflegte, die Waffen, die ihn bei Jagd und Krieg begleiteten, und der Schmuck, den er sich gefertigt oder den er einem Feind abgenommen hatte, waren Bestandteile seines ganzen Wesens. Entsprechend wichtig genommen wurde eine Übertragung eines Stücks dieses Besitztums, ging damit doch auch ein Teil seines Wesens, seiner Seele, in den anderen, den Empfänger, über. Feierlich waren deshalb die Formen einer Übergabe. Segen aber auch Fluch, die mit einem Gegenstand, einer Waffe, einem Schatz, verbunden waren, wurden besonders wichtig genommen, weil hier ja eine Einwirkung auf die Seele bestand. Ganz besonders eng wurde die Verbindung mit dem anderen, wenn sie durch Handschlag, durch das Wort oder mit einem Eid bekräftigt worden war, übertrug sich damit doch der ganze Mensch mit seinem ganzen Sein und Wesen. Wirklichkeit war der Spruch: Ein Mann — ein Wort. Das Wort, mit dem der Mensch „stand oder fiel", galt auch vor Gericht, und Wortbruch war Verrat nicht nur am anderen, sondern am eigenen Wesen. Er fiel daher in seiner ganzen Schwere auf den zurück, der das Wort gebrochen hatte. Eine solche Auffassung konnte aber nur so lange für die Gemeinschaft glückhaft wirken, wie Führer und Gefolgschaft eben dieser Gemeinschaft dienten. Jene „Treue bis zum Tod" mußte dann verhängnisvoll werden, wenn die Verpflichtung einem Feind geleistet wurde, wie wir es schon in jenen Jahrhunderten und später in der ganzen deutschen Geschichte sehen. Nur vereinzelt erkannten die Germanen damals und erkennen die Deutschen heute, daß es sittliche Forderung sein kann, eine eingegangene Verpflichtung zu lösen.

Der Germane kannte, wie aus den vorangegangenen Bemerkungen über seine Lebensauffassung hervorgeht, keine Trennung von Körper und Seele.

Das erklärt auch seine Einstellung zum Tode. „Von einer persönlichen Unsterblichkeitshoffnung — um die Sache auf einen Begriff unserer modernen individualistischen Kultur zu bringen — kann nicht die Rede sein."[17])

Also erkannte der Germane ganz klar, daß der Tod des einzelnen das Ende dieser Einzelpersönlichkeit bedeutete. Der Tod als Gegensatz und Feind des Lebens war schon etwas Ernstes und Unwiderrufliches, ja etwas Böses für ihn. Doch dieses persönliche Unglück war ja wie das Leben in das Schicksal der Sippe hineingestellt und konnte, von daher gesehen, zum Heil werden, weil eben das gemeinsame Leben wichtiger erschien. Von großer Bedeutung mußte es daher sein, wie und wofür der einzelne starb. Fiel er, das Schicksal erleidend (passiv), von Mörderhand, so war das Schande für ihn und für die Sippe, die nur durch Rache (Blutrache) aufgehoben werden konnte. Fiel er, das Schicksal zwingen wollend (aktiv), in der Schlacht mit der Todeswunde vorn, so war das Erhöhung der Ehre und des Lebensgefühls der Sippe.

Aus dieser Einstellung heraus entsprang der „Kampf bis zum Tod", jene Tapferkeit, die nicht ganz zutreffend mit „todesverachtend" bezeichnet wird. Es war keine Verachtung des Todes, sondern im Grunde mehr, nämlich die bewußte Nichtachtung des Todes, die Überwindung des persönlichen Todes für das Heil der Gemeinschaft. Den gleichen Grundgedanken finden wir sinngemäß in dem bekannten Ausspruch Friedrichs des Großen: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, sondern daß ich meine Pflicht tue", wobei ja auch die Pflicht gegenüber der Gemeinschaft über das persönliche Leben gestellt wird. Und wir finden den gleichen Gedanken in der „Bekenntnisschrift des Generals von Clausewitz im Jahr 1812", wo es u. a. heißt: „Ich erkläre und beteure . . ., daß ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlands einen glorreichen Untergang zu finden." Durch die Jahrtausende hindurch haben Germanen und Deutsche aus solchem Geist ihr Leben eingesetzt und gegeben für Sippe, Stamm, Volk und Vaterland.

Lebendig bleiben muß aber auch die Achtung vor einem solchen Tod, sonst verliert die Gemeinschaft Ehre und Leben. Denn auch das ist nicht anders als damals: „Ein Versäumnis an der Selbstbehauptung führte zu einer Verkümmerung, die sich zuerst an der Geisteskraft der Hinterbliebenen und ihrem Glück im irdischen Handeln zeigen und später ihr physisches (körperliches) Wohlbefinden beeinträchtigen mußte. Das ehrlose Geschlecht wurde feig und unfruchtbar. Die Geschlechtssolidarität (Gemeinschaft der Sippe) hatte zur Folge, daß der einzelne das Schicksal seiner ganzen Sippe in der Hand hatte. Wenn er gegen das Gebot des Lebens sündigte, entwürdigende

---

[17]) „Lehrbuch der Religionsgeschichte", a. a. O., S. 564.

Verbrechen wie Diebstahl und Mord beging und es unterließ, lebenzerstörenden Eingriffen wie Verwünschungen und Kränkungen entgegenzutreten, machte er es damit seinen Genossen unmöglich, ihre Seele gesund zu erhalten. Vielleicht wurden sie gezwungen, zu der schmerzlichen Amputation (gewaltsame Trennung, Abschneiden) zu schreiten und sich von ihm loszusagen. Sonst mußte früher oder später das Erlöschen durch Schwerttod oder Strohtod (Tod durch Krankheit) oder Unfruchtbarkeit an Geburten über sie kommen."[18])

Viele dieser seelischen Krankheitserscheinungen sind seit langem in den weißen Völkern zu beobachten und werden zum Teil sogar staatlich gefördert.

Der Germane fühlte sich nicht als Einzelwesen, für welches Häufung von sogenanntem Glück und Vermeidung von Leid der Sinn des Lebens war, sondern er sah sich als Glied in einer Kette, die aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft reichte, und er wußte, daß jenes Glied, das er in der Gegenwart bildete, in seiner Festigkeit die Zukunft sichern mußte. Diese Verantwortung übernahm er ganz bewußt, gestützt durch Erziehung und Beispiel. Äußeres Kennzeichen des fortlaufenden Weiterlebens der Sippe waren die Sippennamen, an die für das einzelne Glied bestimmte Endungen gesetzt wurden, z. B. die Sig-, die Amala-, die Thuris-Sippe mit den Endungen -frid, -rich, -mund, -bert usw. Später kam dann die Sitte auf, bestimmte Namen von Vorfahren an Nachgeborene weiterzugeben, eine Sitte, wie sie in den Familien heute noch geübt wird.

Eine gültige Aussage über jenen Erlebnisbereich der Germanen zu machen, den wir heute als „religiös" bezeichnen, ist besonders schwierig. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts sind in anderen Vorstellungen aufgewachsen, als sie damals herrschten. „Die Irrwege in der Geschichte der germanischen Mythologie und Religionsforschung beweisen, wie fremd ‚der Weisheit unseres europäischen Schreibtisches' die Heidenseele unserer Väter ist."[19])

Voraussetzung zum Verständnis der Germanen ist also:

„Wenn wir in die Seele anderer Völker eindringen wollen" (zu den anderen Völkern gehören auch die Germanen) „müssen wir bereit sein, unsere vorgefaßten" (oder auch vorgeformten) „Meinungen darüber, wie die Welt und die Menschen sein sollen, abzulegen. Es genügt nicht, eine Reihe von Vorstellungen als möglich oder sogar wahrscheinlich zuzulassen: wir müssen uns bemühen, einen Standpunkt zu erreichen, von wo aus diese fremden Gedanken natürlich werden; wir müssen, soweit es möglich ist, unsere eigene Menschlichkeit ablegen und zeitweilig eine andere Menschlichkeit anlegen.

---

[18]) „Lehrbuch der Religionsgeschichte", a. a. O., S. 565.

[19]) Dr. Bernhard Kummer „Mitgards Untergang", Adolf Klein Verlag, Leipzig, 1935, S. 19.

Wir müssen also still und bescheiden von Grund auf anfangen, als wüßten wir gar nichts, wenn wir verstehen wollen, was die Seelen dieser Menschen zusammenhielt und sie zu Persönlichkeiten machte."[20]

Es ist gar nicht so einfach, diese Forderung zu erfüllen, wie sich aus den „Irrwegen" und Widersprüchen der Forschung zeigt. Und doch müssen wir versuchen, ganz in jene ferne Welt einzutauchen, das Leben der Germanen mitzuerleben, ihre Gedanken zu denken. Nur aus dem Leben heraus können wir das nachempfinden, was wir heute Weltanschauung, Religion oder Glauben nennen. Als erstes werden wir dabei sehen, daß unsere heutigen Bezeichnungen nicht das treffen, was jene Menschen darunter verstanden, ganz zu schweigen natürlich von den Begriffen der christlichen Lehre, die damals völlig unbekannt waren.

„In der Religion der Germanen sind solche Ausdrücke wie Gottesdienst und Anbetung, Buße und Versöhnung im jüdischen und christlichen Sinne leere Worte, sie fallen machtlos zu Boden; die Nichtübereinstimmung zwischen dem tiefsten Bedürfnis der Religion und ihrer Bedeutung macht sie leer und oberflächlich."[21]

Hätte es bei Grönbech in den Zusammenhang seiner Ausführungen gepaßt, hätte er bei den Ausdrücken mit anderem Sinngehalt auch Tempel, Altar, Verehrung, Gebet und Opfer aufführen können. Es liegt auf der Hand, daß Mißverständnisse aufkommen müssen, wenn solche Worte in Schilderungen über die heidnischen Germanen stehen, weil damit zu leicht christliche Vorstellungen verknüpft werden.

Die Germanen hatten keine „Heilige Schrift", kein Lehrbuch für Religion, kein Dogma, keine Kirche. Man kann also nicht sagen: Da steht es geschrieben, was ihnen gut, heilig oder göttlich war. Aber bietet das Leben nicht viel bessere Beweise dafür, wie der Mensch fühlt? Auch hier sind wir heutigen Deutschen durch jahrhundertelange asiatische, also fremde, Einflüsse fehlgeleitet. Das Wort, der Schriftsatz, hat für uns eine viel zu große Bedeutung bekommen, obwohl wir wissen, daß sie heute vielfach dazu da sind, „die Gedanken zu verhüllen". Das war bei den Germanen anders. Da mußten Worte und Taten übereinstimmen. Dementsprechend gab es bei ihnen auch keine Trennung zwischen „weltlichen" und „geistlichen" Dingen. „Die scharfe Grenze, die wir zwischen Weltlichem und Religiösem zu ziehen geneigt sind, hat im Leben des Germanen nichts Entsprechendes" (Grönbech). Und noch etwas sehr Wichtiges ist festzuhalten: „Im germanischen Glauben hat es nie ein Jenseits in unserem Sinne gegeben, nie eine Teilung der Welt

---

[20]) Grönbech, „Kultur und Religion der Germanen", 1937/39, 1. Band, Seite 23.

[21]) Grönbech, a. a. O., 2. Band, S. 169

in hier und drüben. Es gibt auch in der Spätzeit nur den Kreis des Lebens, der auch die im Frieden der Sippe geborgenen Toten mitumfaßt . . ."[22]) Jene „Heilslehre", nach der das Dasein „im irdischen Jammertal" nur ein Durchgang zu einem Dasein im Himmel oder in der Hölle ist — eine der unverbindlichsten und zugleich gerissensten Behauptungen, die sich denken lassen — war den heidnischen Germanen völlig wesensfremd.

Voll und ganz, ohne innere Spaltung, waren sie dem Leben zugewandt. Alle Kräfte, und gerade die seelischen, dienten dazu, das Leben zu behaupten und zu steigern, wobei, daran sei noch einmal erinnert, alles am Ende die Gemeinschaft erhöhen sollte.

Für die bruchlose Verbindung zwischen Weltlichem und Religiösem zeugt das innige Verhältnis zu äußeren Dingen. Sie waren weniger äußerer als innerer Besitz. Von der Einstellung zum Eigentum wurde schon gesprochen. In der Verehrung von Waffen oder Schmuck wird das noch deutlicher. Hier sah der Germane nicht einen äußeren Wert, ihr Besitz verschaffte ihm nicht das Gefühl jenes Glückes, das heute vielfach als „Glück" verstanden wird, sondern er fand darin Steigerung seiner Kraft. Treffender als das Wort „heilig" dürfte der Begriff „heilbringend" sein. Besonderes Heil brauchte und suchte der Germane, wenn ihm besondere Aufgaben bevorstanden. Besondere Kraft hierzu gab ihm eine in feierlicher Form überreichte Waffe, die vielleicht schon eine ruhmvolle Geschichte in der Sippe hatte; besondere Kraft gab ihm der Speer des Herzogs, der ihm oder seiner Kriegerschar für einen besonderen Auftrag mitgegeben wurde; besondere Kraft gab ihm das bei einem Unternehmen mitgeführte Tuch, das mit einem Ahnen in enger Beziehung stand.

Starkes „Heil" war an das Haus, die Halle, gebunden. Eine Untat in seinem Bereich war Schändung. Auch der erkannte Feind durfte darin nicht geschädigt, geschweige denn getötet werden. Die „Heiligkeit" des Hauses trug zur hohen Stellung der Frau bei, war sie doch die Seele und Hüterin desselben. „Sie trägt immer die Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit heiliger Kraft in sich; Gewalt gegen sie war Übeltat, das heißt, die Wirkung fiel auf den Täter zurück. Das Weib besaß auch höhere Weisheit und Ahnungsvermögen, weil sie von mehr Seele durchdrungen war. Das wußte schon Tacitus . . . Die ganze isländische Literatur ist ein gewaltiges Zeugnis für die einflußreiche Stellung der Frau, auf deren Ratschläge und Eingebungen man großes Gewicht legte."[23])

B. Kummer fügt hier hinzu, „soweit sie wirklich heidnischen Geistes ist" (S. 298), denn in jener Literatur zur Zeit des Glaubenswechsels treten auch andere Beispiele auf. Wenn in unseren Breiten die Stellung der Frau in der

---

[22]) Kummer, a. a. O., S. 158

[23]) „Lehrbuch der Religionsgeschichte", a. a. O., S. 569

Gemeinschaft und gegenüber dem Mann mit Recht als Maßstab für Kulturhöhe gilt, dann ist für jene Zeit der Kulturverfall nach der Verchristung unverkennbar. Und heute, im 20. Jahrhundert? Können die Sagas der Heidenwelt als „keuschestes Schrifttum der Welt" bezeichnet werden (Kummer), so bietet das anerkannte „moderne" Schrifttum mit seiner Betonung des rein Sinnlichen, zum Teil des gemein Sinnlichen, den Blick in einen Sumpf sittlicher Zustände. Das ist schon nicht mehr Abstieg, sondern Absturz, gesteuert unter der Maske „künstlerischer Freiheit" und unter dem Geschrei von „Fortschritt für die Frau".

Wo die Halle des Hauses für Zusammenkünfte und Feiern der Sippen nicht ausreichte, wurde eine besondere Halle, das „hof", gebaut. (Näheres hierüber s. Grönbech, 2. Band, a. a. O., Seite 106—115). Diese Hallen als eine Art Kirchen im christlichen Sinne anzusehen oder sie, wie geschehen, mit dem Ausdruck „Tempel" zu bezeichnen, ist falsch. Die Germanen brauchten und hatten keine Gebäude zu rein kirchlichen Zwecken, weil es bei ihnen keine Kirche — im geistigen und wörtlichen Sinne — gab, und erst recht keine rein priesterlichen Ämter und Amtshandlungen. „Der alte Isländer hat den Gegensatz von Kirche und Gasthaus noch nicht gekannt" (Kummer, S. 126). Die Halle war für alle Festlichkeiten da.

Außerhalb des Hauses aber hatte die Sippe noch ein besonderes „Heiligtum", das noch größere Kraft, noch größeres Heil, vermittelte. Diese Stellung war nicht von außen und nicht von „oben" gegeben worden, sondern von den Menschen. Eine bestimmte einheitliche Form hatte die „heilige" Stelle nicht, sie konnte ein Stein oder Fels, ein Wald oder Hain, eine Quelle oder ein Wasserfall sein. Dort versammelte sich die Sippe, um größere Unternehmen zu beratschlagen. Die gefaßten Beschlüsse wurden als Ausdruck der an diesem Ort in stärkstem Maße wirkenden Gemeinschaftsseele angesehen, die den einzelnen über sich erheben mußte. Gleiches galt in noch höherem Ausmaß von Stammes- oder Volksversammlungen, die Ausdruck einer wirklichen seelischen Gemeinschaft waren. Der Mensch fühlte sich von Höherem durchdrungen und erhoben.

Wenn hier die Worte „Religion" und religiös" verwendet wurden, so geschah das mit gewissem Unbehagen. Allzu leicht können diese Begriffe mißverstanden werden, dann nämlich, wenn sie im heute üblichen, vom Christentum geformten Sinn genommen werden, als Glaube an einen oder mehrere Gott-Personen, die in ihrem eigenen Bereich leben und von dort bestimmend auf den Menschen und sein Schicksal einwirken, sowie als genaue Festlegung dessen, was der einzelne Mensch zu glauben hat und wie er sich diesen Göttern gegenüber zu verhalten hat. So etwas kannte der Germane nicht.

Bezeichnend ist schon, daß Religion in unserer Sprache ein Fremdwort ist, ein Wort also, das nicht aus dem seelischen Erleben der Germanen und

der Deutschen stammt. Für das, was sie fühlten, brauchten sie offenbar keine besondere Bezeichnung. Es gehörte zu ihrem Leben. Denn Religion, allgemein als Beziehung zu Gott verstanden, hatten die Germanen auch. Die Frage ist nur, was sie sich darunter vorstellten oder wie diese Beziehung bei ihnen aussah.

Die Ansichten hierüber gehen weit auseinander. Schon die wenigen Angaben in den Quellen unterscheiden sich, erst recht die Folgerungen der Schriftsteller unserer Tage. Die Ursachen für die Widersprüche sind leicht erkennbar: Es gibt nun einmal keine germanische Aussage darüber, und jeder legt in seine Deutung das hinein, was er selbst gern sehen möchte. Hier können also nur in aller Vorsicht Rückschlüsse aus den Unterlagen und aus dem Leben der Germanen gezogen werden.

Zu ihrer Vorstellung von Gott vermittelt die Sprachforschung (Etymologie) wichtige Hinweise. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind in etymologischen Wörterbüchern zusammengefaßt. Hier ist das „Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache" von Kluge/Götze, Berlin, 1953, herangezogen worden. Danach ist „Gott" ein uraltes nordisches und germanisches Wort, dem Geschlecht nach Neutrum (sächlich) und ursprünglich im Plural (Mehrzahl) gebraucht. Damit steht fest, daß im Heidentum mit „Gott" nicht die Vorstellung einer bestimmten Person verbunden war und daß es etwas Allgemeines bedeutete. Die christlichen Priester übernahmen zwar das Wort, veränderten aber seinen Sinn, indem sie aus „Gott" bzw. „das Gott" (neutr., Plural) „der Gott" (männl., Einzahl) machten. So konnten sie das alte heidnische Wort auf die persönlichen jüdisch-christlichen Götter Jahweh und Jesus Christus beziehen, die sie den Germanen predigen wollten.

„Das Christentum sah, als es aufschreiben wollte, was oder wen eigentlich im Norden Christus überwand, ein unbestimmtes Etwas, ein Heiliges, ein Neutrum im Gegensatz zu dem persönlich bestimmten Christus. Für ‚das Göttliche' setzte es ‚den Gott' . . .", schreibt Prof. Kummer.

Was unter diesem unbestimmten Etwas zu verstehen ist, faßt ein anderer Forscher in die Worte:

„Das Gott ist also im germanischen Denken keine außerweltliche Macht, ja es ist nicht bloß innerhalb der Welt, sondern es ist die Welt selbst, weil es ein anderer Ausdruck ist für das Leben: das Gott ist Lebenskraft und Lebensgesetz, und zwar im umfassendsten Sinne".[24])

Ein solches Gott als Lebenskraft und Lebensgesetz konnte und sollte nicht von außen kommen und nicht von außen wirken, sondern nur von innen, im einzelnen Menschen, in der Sippe, im Volk. Und da Gott etwas Höheres,

---

[24]) Dr. Friedrich Murawski: „Das Gott", Umriß einer Weltanschauung aus germanischer Wurzel, Berlin, 1944, S. 22.

etwas Besonderes war, mußte es die Lebenskraft steigern und damit dem einzelnen wie der Gemeinschaft von Nutzen sein, ihnen Heil bringen.

Hier fällt die Ähnlichkeit der Worte „Gott" und „gut" auf, die im Niederdeutschen und im Englischen, die dem Ursprung der Sprache näher stehen, noch stärker ist. Sie hatten auch im Germanischen einen gewissen Gleichklang. „Gutes" oder „das Gute" ist Neutrum und kann dem Sinn nach sowohl in der Einzahl wie in Mehrzahl gedacht werden. Nach Aussage der Sprachforschung war seine Bedeutung früher kräftiger und hatte den Sinn von „trefflich". Nun, was für das Leben trefflich ist, das kann man auch gut nennen. Ohne den Worten und ihrem Inhalt Gewalt anzutun, kann man den einfachen Satz bilden: Das Gute kann dem germanischen Gott gleichgesetzt werden oder umgekehrt, das germanische Gott kann als das für sie Gute verstanden werden.[25])

Damit werden manche Aussagen der Germanenforscher leichter verständlich. Grönbech schreibt z. B.:

„Als Macht oder Heil werden die Götter im Altnordischen ráð oder regin genannt; ráð bedeutet Rat: Weisheit und Wille, die Kraft zu entscheiden und machtvollen Entschluß; regin drückt einfach Heil und Kraft aus." — Es muß zu Mißverständnissen führen, wenn diese rein geistig-seelischen Begriffe als Götter bezeichnet werden, denn darunter wird heute eine Vielzahl von persönlichen Göttern verstanden (Polytheismus). Diese können hier aber nicht gemeint sein. Setzen wir an Stelle von „Götter" aber „das Gott" oder „Das Gute", in Mehrzahl gedacht, so wird der Satz klar. Alle Einzelbegriffe, Weisheit, Entscheidungswille, Entschlußkraft, Tatkraft, auf das Höchste gesteigert, brachten Macht und Heil und wurden in einem Wort „Gott" genannt. Diese oder andere nach germanischem Verständnis göttlichen oder guten Kräfte waren auch damals in den einzelnen Menschen in unterschiedlicher Stärke zu finden. Das drückt Grönbech so aus:

„Die einzige Möglichkeit, das Wesen Gottes zu erläutern, liegt darin, daß das göttliche Element sich in verschiedenen Inkarnationen" (wörtlich: Verkörperungen) offenbaren kann, stärker oder schwächer, umfassender oder mehr beschränkt, mehr Gott als Mensch oder umgekehrt mehr Mensch als

---

[25]) Bezeichnend ist hier schon, daß das Wort „Gott" im Germanischen weitaus seltener benutzt wird als bei den Christen. In dem großen Eingangsgedicht der Edda z. B., der Voluspa („Schau der Seherin" oder „Der Seherin Gesicht") steht in der deutschen Fassung nach Genzmer das Wort „Gott" oder „Götter" in 15 Strophen, während es im Urtext nur in vier Strophen vorkommt, wobei es sich um Wiederholung einer Strophe handelt, dazu nach Angaben von Fachwissenschaftlern um Einfluß christlicher Vorstellungen. Die Edda ist bekanntlich zu christlicher Zeit (13. Jahrh.) niedergeschrieben.

Gott. Eine fortgesetzte Linie von aufsteigender Göttlichkeit geht von dem sterblichen Mann durch die Frau und den Häuptling zu den ewigen Mächten, die aus dem Heiligtum hervorgehen."[26]

Wir sehen, daß die germanische Vorstellung von Gott sich von der christlichen grundlegend unterscheidet. Da durch jahrhundertelange christliche Erziehung heute der christliche Gottesbegriff allgemein eingeprägt ist, wäre es, wenn der germanische oder auch der deutsche Gottesbegriff gemeint ist, zum besseren Verständnis angebracht, das durch entsprechende Wortwahl auszudrücken, etwa durch „das Göttliche" oder „das Gott".

Die Verwirrung über den Gottesbegriff der Germanen wird dadurch noch gesteigert, daß sie auch persönliche Götter gekannt haben sollen. Damit sind jene Wesen gemeint, die im altgermanischen Schrifttum als Asen erscheinen und die, da sie offenbar Verehrung genossen, von den Christen als „Götter" bezeichnet wurden. Diese Gleichsetzung hat sich bis heute erhalten. Die Asen werden aber wie die griechischen oder die römischen Götter weder als allwissend noch als allmächtig geschildert und erst recht nicht als frei von menschlichen Eigenarten und Schwächen. Letzteres gilt allerdings, wenn man genauer hinsieht, auch für die jüdisch-christlichen Götter. Sonst aber haben sie mit diesen nichts gemeinsam.

Eine Erklärung darüber, was die Asen für die Germanen bedeuteten, kann wiederum die Sprachforschung geben. Sie führt das Wort „Asen" auf altnordisch: ass, germanisch: ans zurück. Es heißt dann: „Man setzt eine Grundbedeutung ‚Balken' an". Ein Balken ist auch eine Stütze. Aus den Sagas wissen wir, daß bei Norwegern und Isländern das Sinnbild des Asen Thor in den Stützbalken des Hochsitzes der Sippe eingeritzt oder eingeschnitten war — etwa wie bei geschichts- und sippenbewußten Familien noch heute das Wappen in Stuhllehnen angebracht ist, das Wappen, welches einem Ahnen einmal verliehen wurde. Dem entspricht die Bemerkung des Jordanes, daß die Ansen bei den Goten etwas mit der Ahnenverehrung zu tun hatten und als „Halbgötter" galten. Ähnlich muß es auch bei anderen Germanenvölkern gewesen sein. Kummer schreibt: „Die verehrten Ahnen, Aud, Bard, Thorgerd" — das sind den Lebenden noch bekannte Persönlichkeiten —" verrichten in ihrem engeren Kreise denselben Dienst wie Thor oder Frey und andere Gottheiten" — gemeint sind Asen —" in einem anderen und einst viel größeren Kreise."

Wenn wir uns in die Welt der Germanen versetzen, die als natürlich lebende und als natürlich denkende Menschen keine theologischen und philosophischen Spitzfindigkeiten kannten und sie auch nicht nötig hatten, können wir ohne weiteres annehmen, daß für sie in den Asen die unbewußte Erinnerung an ferne Vorfahren der Sippe oder einer größeren Gemeinschaft

---

26) a. a. O., 2. Band, S. 202

weiterlebte. Es gibt genug Beispiele dafür, daß solche Vorfahren in den überirdischen Bereich entrückt wurden, so daß germanische Herzogs- oder Königsgeschlechter ihre Herkunft von den „Göttern" ableiteten.

Diese Vorstellung ist, abgesehen von den ungewohnten Bezeichnungen, im Grunde nicht anders als die unsrige. Auch wir sehen zu Ahnen der Familie auf, wenn sie sich durch besondere Leistungen hervorgetan haben. Auch wir verehren bedeutende Männer und Frauen des Volkes — wir sollten es noch mehr tun —, die längst der Geschichte angehören, und suchen in der Beschäftigung mit ihnen Rat und Kraft für das eigene Leben. Nur haben wir es einfacher als die Vorfahren, weil wir nicht wie sie auf Erzählungen und Dichtung angewiesen sind, sondern ihr Leben, ihre Taten, ja ihre Gedanken in Büchern nachlesen können. Auch wir feiern sie in Gedenktagen. Nur — Götter sind sie für uns nicht, ebenso wenig wie es wahrscheinlich die Asen für die Germanen waren.

Bekräftigt wird diese Überlegung durch Feststellungen der Germanenforschung, wenn es zum Beispiel heißt:

„Wir sind berechtigt, den Götterstaat der Edda für Dichtung zu erklären" (Kummer, S. 44), denn es gab in den einzelnen Sippen und Stämmen nicht mehrere Asen-Götter nebeneinander, es gab auch keine „Ressort-Götter" für bestimmte Berufe oder Lebensbereiche, sondern jeder Stamm hatte seinen eigenen Asen. Um der inneren Verbindung zu ihm Ausdruck zu geben, wurden den Angehörigen des Stammes häufig Namen verliehen, die den Namen ihres Asen enthielten — ebenso wie Christen Namen wählen, die in Zusammenhang mit ihrem Gott Christus, einem Heiligen der Kirche oder einer Gestalt der Bibel stehen. Durch die Namensgebung sollten außerdem die besonderen Kräfte, die in dem betreffenden Asen gesehen wurden, in dem Nachfahren lebendig werden. Die Verehrung von Fylgjen und Disen, Bezeichnungen für Ahnen- oder Sippenseelen, von der ebenfalls berichtet wird, diente dem gleichen Zweck im engeren Kreis der Sippe. Auch hier ist es falsch, von Göttern zu sprechen, wie es geschieht.

Wesentlich für „Religion", Weltanschauung, Glauben oder wie man das seelische Erleben auch immer nennen mag, ist die Aufgabe, die dem Menschen damit gestellt wird und das Ziel, welches er vor sich sieht. Was der Germane erstrebte, ist schon wiederholt zum Ausdruck gebracht worden und kann als möglichst hohe Steigerung bestimmter Persönlichkeitswerte zusammengefaßt werden — im einzelnen und insgesamt genau das Gegenteil des christlichen Idealbilds eines Menschen. Und Ziel war größeres Heil, war die Steigerung des Lebens in allen Bereichen, des Lebens im Diesseits selbstverständlich. Der Gedanke an ein ewiges Leben im Jenseits, im Himmel oder in der Hölle, war ihnen fremd. (Das schaurige Bild der unsterblichen Einherier, der in Walhall versammelten im Kampf Gefallenen, die täglich neu zur Schlacht ausziehen, fallen und wieder aufstehen, ist spätere Dichtung).

Was nüchterne und voll dem Leben zugewandte Bauern wollen? „Das verrät die immerwiederkehrende Formel: ‚til ars ok fridar', ‚für gutes Erntejahr und Frieden', einen Frieden freilich, den ständige Angriffsbereitschaft sichert, und den man gemäß dem Siegfried-Ideal ‚Siegfrieden' nennen darf." (Kummer, S. 74). In der Tat, die Germanen waren keine Pazifisten, die Frieden um jeden Preis wollten, sondern sie suchten das Feindliche, das Schlechte, das Schädliche, das Gefährliche durch Tat zu überwinden.

Mit diesem Einblick in die Welt der heidnischen Germanen müssen wir uns in diesem Rahmen begnügen. Er wird bestätigt haben, daß diese Welt für uns eine fremde ist, fremd geworden weniger durch den zeitlichen Abstand als durch einen tiefen seelischen Umbruch. Das ganze Ausmaß dieses Umbruchs kann nur dann erfaßt werden, wenn man auf die geistig-seelischen Grundlagen des Lebens zurückgeht, bei den Germanen zusammengefaßt in dem, was „das Gott" (das Gute) für sie war, und wenn man das mit den Grundsätzen des Christentums, verkörpert durch dessen Götter Jahweh und Christus, vergleicht. Über diese Persönlichkeiten und ihre Anweisungen vermittelt die Bibel gründliche Kenntnis.

Die Einstellung der Germanen zum Leben und zum Göttlichen ist den Deutschen nicht nur fremd geworden, sie blieb ihnen lange auch völlig unbekannt. Wenn durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder in vielen großen Deutschen ein Aufleuchten aus germanischem Geist erkennbar wird, so geschah es unbewußt und betraf immer nur einige Punkte auf religiösem oder philosophischem Gebiet. Das konnte nicht anders sein, denn es fehlte die Gesamtschau und es fehlte das Wissen. Fragen wir mit Mommsen erneut: „Wie erklärt es sich, daß über den germanischen Anfängen ein Dunkel liegt, mit dem verglichen die Anfänge von Rom und Hellas lichte Klarheit sind?", so kann die Antwort nur lauten: Dieses Dunkel war Absicht! Denn die herrschenden geistigen Mächte kannten sehr wohl die Folgen, die es für sie haben mußte, wenn aus den Anschauungen der Germanen, die zeitgebunden waren und damit zwangsläufig nur ein unvollkommenes Ahnen sein konnten, geschlossene Gewißheit wurde. Im Dunkel mußten alle Vorstöße gegen die herrschenden Meinungen erfolglos bleiben. Allenfalls wurde das Netz ein wenig erweitert.

Die gleiche Frage gilt aber auch für heute. Denn immer noch sind die Deutschen von ihrer Vergangenheit abgeschnitten, obwohl die Forschung inzwischen die Lücken in unserem Wissen über die Germanen weitgehend beseitigt hat. Auch für heute gilt die Antwort: Dieses Dunkel ist Absicht! Auch heute fürchten jene Mächte eine Gesamtschau, die aus dem Ahnen der Vorfahren das Zeitlose, das Wesentliche, das Wesensgemäße entnimmt und mit ihm ein auf den Erkenntnissen der Natur- und Seelengesetze gegründetes Wissen, eine lebensbejahende Philosophie, gibt, wie etwa in den Werken von

Mathilde Ludendorff. Darum wird die germanische Welt weiter lächerlich gemacht, verzerrt, herabgesetzt — eben im Dunkel gehalten.

Gefährdet war sie schon damals. Die Germanen standen in vielfältiger Verbindung mit der Umwelt, dem Osten und Süden. In ihrer Eigenart waren sie Neuem und Fremdem gegenüber aufgeschlossen. Wer mehr wußte — oder zu wissen vorgab — schien überlegen. So drangen hier und da neue Glaubens- und Gottvorstellungen bei ihnen ein (Schicksalsglaube, Herrschergott Wodan-Odin, Walhall) und mit ihnen neue Formen (Götterbilder, Opfer an Menschen). Vergessen wir aber nicht, wann sie aufkamen und wer sie berichtet! – Sagen und Mythen geben ein Bild des inneren Ringens gegen solche Neuerungen, eines Ringens, dessen Ausgang später mit dem Sieg des Christentums schicksalbestimmend wurde.

In dem Lied „Der Seherin Gesicht" wird die Entwicklung in gewaltiger Schau geschildert. Das Ende muß kommen, als die Sippenordnung zerbricht, als die Sitten verfallen:

Brüder kämpfen und bringen sich Tod
Brudersöhne brechen die Sippe;
arg ist die Welt, Ehbruch furchtbar,
Schwertzeit, Beilzeit, Schilde bersten,
Windzeit, Wolfzeit, bis die Welt vergeht —
nicht einer will des andern schonen.

Nach einem letzten großen Kampf versinkt die Erde mit der ganzen Götterwelt — als Voraussetzung für neues Werden:

Seh aufsteigen zum andern Male
Land aus Fluten frisch ergrünend:
Fälle schäumen; es schwebt der Aar,
der auf den Felsen Fische weidet
Wieder werden die wundersamen
goldnen Tafeln im Grase sich finden,
die vor Urtagen ihr eigen waren.

(Jg. Spanuth (s. o.) sieht in diesen Worten eine sagenhafte Erinnerung an die große Naturkatastrophe am Ende des 13. Jahrhunderts v. d. Zeitrechnung, als der Westteil der cimbrischen Halbinsel (Schleswig-Holstein, Jütland) und die Königsinsel Atlantis in den Fluten versanken — und später zum Teil wieder auftauchten).

„Vieles weiß ich — fernes schau ich", sagt die Seherin. Wußte sie vom Niedergang der Sitten oder sah sie voraus, was kam, weil es kommen mußte? Kannte sie die Fragwürdigkeit aller damals miteinander ringenden Götter- und Glaubensvorstellungen, und ahnte sie, daß dies alles vergehen mußte, um wieder zu den „goldenen Tafeln aus Urtagen" zurückfinden zu

können? Zu jenen Tafeln des Unbegrenzten, des Weisen und Wahren, des Guten und Schönen als Begriff des Göttlichen schlechthin?

Felix Dahn hat in dem Buch „Julian der Abtrünnige" den am Hofe des Kaisers Julian als Freund weilenden Franken Merovech über den Gedanken der „Götterdämmerung" Ausführungen machen lassen. In einer Aussprache über die verschiedenen Weltanschauungen erklärt er:

„Bei uns Germanen aber ist in leisem Beginn eine wunderbare Lehre — viel zu tief und zu heldenhaft großartig, als daß sie bei euch hätte entstehen mögen. Ihr Hellenen und Römer behaltet eure vielen liederlichen Götter und — ausgenommen wenige — desgleichen Göttinnen in alle Ewigkeit, so daß ernste, philosophische, sittlich strenge Männer sich schon bald ein Jahrtausend lang vom Glauben des Volkes abwenden. Wir Germanen aber . . . wir haben all unsere Götter und Göttinnen zum Tode verurteilt, weil die schuldig gewordenen unserem sittlichen Ernst nicht mehr genügen. ‚Götterdämmerung' nennen sie das im Norden. Es ist eine großartige Tat. Denn wir verurteilen darin ja — uns selbst: nein, viel mehr als uns selbst — unsere Wunsch- und Traumbilder, unsere Selbstverherrlichung. Denn was sind Wodan und Donar und Paltar und Frigg und Freia anders als wir selbst — ins Große gemalt und verherrlicht! . . .

Bei den Völkern und bei allen einzelnen von uns, die solcher Entfaltung fähig sind, wird die Religion so notwendig ersetzt oder doch ergänzt durch die Philosophie, wie auf die Blüte, wenn sie nicht verkümmert, die Frucht folgt. Aber neben dem Wissen bleibt die Ahnung für jenen, ach nur allzu großen Rest des Göttlichen, den auch der Wissende nie, niemals erreichen wird. Und wehe dem, der solcher Ahnung spottet . . .

Wenn nun aber alle Religionen und alle Philosophien Gott nicht zu fassen vermögen, — warum ihn suchen? Weil wir m ü s s e n. Gott selbst werden wir nie begreifen: wohl aber Stücke seines Waltens im Rauschen des Waldes wie der Schlacht. Und diese Stücke müssen wir gierig suchen, der kleinste Splitter genügt, uns in frommem Schauer der Ehrfurcht das unausdrückbar Erhabene Gottes ahnen zu lassen . . .

Der Mensch muß das Gute tun um der Pflicht willen, um der Vernunft willen: das Böse ist widervernünftig. Es führt unvermeidlich zum Wahnsinn, zur Vernichtung der Menschheit . . . Wer aber das Gute tut aus Berechnung auf den Lohn im Elysium oder im Himmel, handelt nicht sittlich, sondern höchst unsittlich.

Und was Philosophen und Priester bis zur Ermüdung untereinander streiten, ob Gott, wie sie sagen ‚persönlich' oder ‚unpersönlich' sei — das ist für mich ganz sinnlos. Wie dürfen wir Menschlein hier auf Erden den Unterschied, den wir zwischen uns und Tieren, Pflanzen, Steinen aufstellen, in jenes unausdenkbar Erhabene hineintragen, das wir Gott nennen? Aber freilich, wir haben ja sogar den Unterschied von Mann und Weib in das

Göttliche verlegt . . . Gewiß ist Gott nicht ‚Stoff'. Aber ist er um deswillen ‚Geist' nach dem Bilde des Menschen?

Und nun erhebt mir kein Gejammer weiter über die Trostlosigkeit solcher Lehren! Nicht das Erwünschte — das Wahre gilt es zu suchen. Und ist es denn wahr, daß auf Erden stets das Gute siegt? Hat Gott nicht zugelassen, daß euer Römervolk etwa ein Jahrtausend lang alle anderen Völker mit jedem Mittel der Gewalt und List geknechtet hat? . . . Wollen wir die Wahrheit nicht sehen? Dann laßt uns das Denken aufgeben.

Wohlweislich verlegen daher die Christen die ausgleichende Gerechtigkeit in das Jenseits und nennen die Wege Gottes ‚unerforschlich'. Letzteres ist ungefähr dasselbe, was ich sage. Nur mit einem Unterschied. Ich habe erkannt, daß das Glück der Menschen durchaus nicht der Zweck der Welt ist, sonst wäre sie ein höchst mißlungenes Stümperwerk. Sondern es will sich ein ewiger Wille vollenden . . ."

„Das ist ja aber trostlos", unterbrach Jovian, tief aufatmend. „Keine Unsterblichkeit, keine Freiheit, kein Gott, wenigstens keiner mit einem fühlenden Herzen, keine Hoffnung, daß das Gute siegen müsse, kein Vater im Himmel, zu dem man im Schmerz beten, dem man Wunsch und Furcht vortragen kann! Merovech, warum lebst du dann?"

„Weil ich das Gute tun, das Wahre suchen, das Schöne genießen kann, will, muß. Weil es — trotz allem Weh — das Leben lohnt. Weil mir Gott seine ganze herrliche Welt geschenkt hat, darin meine Eigenart darzuleben . . . Ich lebe nicht für mich, ich lebe für die Meinen. Aber nicht für die Menschheit, die ist ein hohler Schall! Der Mensch dient der Menschheit, indem er seinem Volke dient, einen Menschen im allgemeinen habe ich noch nicht gesehen. So will ich leben, so will ich sterben: furchtlos und treu!

Und so sage ich zum Abschied nur noch eins:

Götter glauben ist kindlich, Gott leugnen ist Wahnsinn, Gott suchen ist alles. (Gott wird hier germanisch als „das Gott" gesehen).[27])

Eine Entwicklung der Germanen in der hier angedeuteten Weise kann nicht einfach als unwirkliches Wunschgebilde eines Dichters von der Hand gewiesen werden. Seelische Voraussetzungen waren gegeben. Doch ebenso wichtig, ja unumgänglich wäre ein ruhiges und von außen ungebrochenes Eigenleben gewesen. Dieses aber war bereits durch die nahe Berührung mit dem römischen Reich gestört, bei der die freundschaftlichen Verbindungen sicher noch mehr Schaden angerichtet haben als kriegerische Zusammenstöße. Geradezu verhindert mußte ein unbeeinflußtes Eigenleben werden, als das Schicksal in Gestalt des Mongolensturmes im Jahre 375 eingriff,

---

[27]) Felix Dahn: „Julian der Abtrünnige", a. a. O., S. 116—122.

durch den einige der stärksten Germanenvölker urplötzlich in eine Welt hineingeschleudert wurden, die ihnen völlig fremd war, andere von ihrem angestammten Siedlungsraum aus zwangsläufig in Verwicklungen mit dieser Welt gerieten.

Doch selbst ohne jeden äußeren Einfluß wäre es durchaus nicht sicher gewesen, daß die Germanen jenen Weg zur Höhe einer eigenen Weltanschauung nach den „goldenen Tafeln aus Urtagen" eingeschlagen hätten. Zuviele Gefahren lagen schon in der rassischen Eigenart und in den Lebensumständen der Germanen. Wenn also aus der vorangegangenen Schilderung der Eindruck entstanden sein sollte, als sei damit eine Verherrlichung der Germanen beabsichtigt oder als sei in ihrem Dasein und Zusammenleben alles wunderbar einfach und ohne Mißklang gewesen, so ist das irrig. Die Germanen hatten sehr wohl auch Schwächen — oder genauer gesagt, ihre Anlagen konnten sich sowohl zum Guten wie auch zum Schlechten auswirken.

Die feste Eingliederung in der Sippe z. B. konnte Ursache für eine gedankenlose Unterordnung auch unter ungeeignete Führer werden und weiter eine Verengung in der Richtung mit sich bringen, daß die größere Gemeinschaft gar nicht mehr als solche wahrgenommen und anerkannt wurde. Auf der anderen Seite konnte das starke Selbstgefühl die Ein- und Unterordnung, auch unter befähigte Führer, erschweren, ja zur Auflehnung gegen sie veranlassen. Die Betonung der eigenen Leistung konnte bewirken, daß Lebens- und Kampferfahrung anderer Menschen außer acht gelassen wurden und somit nutzlos blieben. Der Stolz auf Erfolge konnte zu falschem Ehrgeiz und zur Ruhmsucht werden, die Treue zum einmal gegebenen Wort zur Gefahr für Sippe und Volkstum. Tapferkeit und Freude am kämpferischen Einsatz konnten sinnlose Kriege verursachen und Mißachtung des friedlichen Bauernlebens zur Folge haben. Die Schaffensfreude konnte zur Überbewertung der Arbeit schlechthin und damit zu ruheloser Arbeitswut verzerrt werden. Ja selbst die schöpferischen Fähigkeiten der Germanen hatten ihre Schattenseiten, weil der „Griff nach den Sternen" die Grenzen der eigenen Kraft nicht mehr bedachte.

Beispiele für derartige Übersteigerungen und Verzerrungen im Grunde guter Anlagen lassen sich aus Geschichte und Sagen bei den Germanen, wie auch später bei den Deutschen, allenthalben finden. Und da diese Menschen auch nicht frei von allgemeinen Schwächen wie Neid, Mißgunst, Habgier und Bosheit waren, erscheinen die scharfen Grenzen, in denen sie im Gemeinschaftsleben wie auch für ihr persönliches Tun und Lassen standen, nicht nur sehr sinnvoll, sondern geradezu notwendig. Die Auflösung dieser Ordnung mußte sich daher verheerend auswirken, denn damit entfielen für diese kraftvollen, gut veranlagten, selbstbewußten, kämpferischen, tatenfrohen, leistungsfähigen und nach Erfolg und Ruhm strebenden Menschen

viele der inneren und äußeren Hemmnisse, die sie so lange in dem für sie richtigen Rahmen gehalten hatten.[28])

Doch es ist müßig, darüber zu streiten, welchen Weg die Germanen gegangen wären, wenn sie ihr Eigenleben hätten fortsetzen können. Die Geschichte hat es anders gewollt. Zwar kam ihre „Götterdämmerung", doch fanden sie jene „goldenen Tafeln aus Urtagen" nicht, konnten sie nicht finden, weil fremde Tafeln aus fremder Welt zu ihnen kamen. Ihre Träger waren allerdings schlau genug, sie ihre Tafeln nicht vollständig sehen zu lassen. Jeder erhielt das zu Gesicht, was er sehen wollte — und was er vertragen konnte.

Dieser Hinweis deutet bereits in die Zukunft und auf kommende Auseinandersetzungen zwischen Christentum und Germanentum. Diese beiden Kräfte waren es, die nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches für Europa und besonders für den Raum ostwärts des Rheins bestimmend werden sollten.

Fassen wir ihre Grundzüge noch einmal zusammen. Sie hatten:

verschiedene Ausgangspunkte:

hier Kleinasien,
dort Nordeuropa,

verschiedene Grundlagen:

hier eine von „Gott" eingegebene „heilige Schrift", beruhend auf Geschichte und Lebensgesetz der Juden, mit Einflüssen anderer Kulturkreise, mit unterschiedlichster Auslegungsmöglichkeit,
dort eine natürlich gewachsene, allgemein gültige Lebensordnung, jedoch nicht schriftlich festgelegt,

verschiedene Ziele:

hier der bestimmte Wille, jeden Menschen innerlich als Gläubigen einzubeziehen (Weltreligion) und ihn äußerlich zum Untertan zu machen (Weltkirche),
dort kein einheitliches Ziel, nur wechselnde, auch gegeneinander gerichtete Bestrebungen einzelner Gemeinschaften auf Erhaltung und Machtausweitung,

---

[28]) „. . . Woran das nordische Heidentum seine Todeswunde empfing und woran es starb . . . Das Christentum zieht seinen Trennungsstrich mitten durch die bisher unantastbare Einheit der Sippe . . ." „Aus dieser Entfernung des Heiligen aus der Heimat, aus der Entseelung des Heidentums durch die bewußte Zerstörung des heidnischen Sippenlebens, der germanischen Familie, und aus dem, was unmittelbar daraus folgt, der Entheiligung der germanischen Frau und Mutter, des Hauses und des Landes, folgt notwendig die Umwertung aller heidnischen Sittengesetze, folgt die sittliche Verrohung und Haltlosigkeit . . ." (Bernhard Kummer, a .a. O., Seite 292).

verschiedenen Aufbau:

hier eine Kirche als geschlossene Organisation mit festgefügter Beamtenschaft und mit leitender Spitze,
dort nebeneinander und gegeneinander stehende Teile mit betontem Eigenbewußtsein und starkem Unabhängigkeitsstreben,

verschiedene Mittel:

hier sämtliche Mittel, die dem Ziel nutzbar sein konnten, von sanfter Beeinflussung bis zu härtestem Zwang, besonders auf Geist und Seele angesetzt,
dort rein äußere, auf Äußeres gerichtete Mittel,

verschiedene Einstellung zum Göttlichen:

hier der persönliche Gott und Herr, der Glauben und Gehorsam fordert,
dort das Göttliche, unbestimmt und doch bewußt erlebt, jedem Verantwortung für sein Leben und Freiheit des Erlebens lassend.

Es waren, wie wir sehen, entgegengesetzte Welten, die nunmehr in Christentum und Germanentum aufeinandertrafen. Deshalb waren im Grunde weder Ausgleich noch gegenseitige Ergänzung möglich, sondern sie mußten sich gegenseitig ausschließen — Punkt um Punkt, Stück um Stück, Teil um Teil oder auch vollständig — im einzelnen Menschen, im Volk und auch im Staat. Ein gewaltiges Ringen auf allen Gebieten mußte sich ergeben. Mochten dabei für beide Seiten auch schwerwiegende Veränderungen eintreten, so konnte doch eine letzte und endgültige Entscheidung nicht fallen. Sie konnte nicht für das Christentum fallen, weil es das naturgegebene Wesen des Germanentums nicht beseitigen konnte; sie konnte auch nicht für das Germanentum fallen, weil dieses sich weder über sich selbst noch über das Wesen des Christentums klar war. Im übrigen ist dieses Ringen noch heute im Gange, wenn auch in anderen Formen. Das zeigt ein Blick in die Umwelt. Nur einzelne Menschen haben, wie auch früher, eine Entscheidung so oder so getroffen. Sie ist heute möglich, denn das Christentum ist erkannt.

Eintritt der Germanen in die römisch-christliche Welt

Die zweite Völkerwanderung

Geschichtlich gerieten Christentum und Germanentum durch die Völkerwanderung in engste Berührung. Von der Wissenschaft wird diese Wanderbewegung der Germanen als zweite Völkerwanderung bezeichnet. Das gilt allenfalls für die sogenannte geschichtliche Zeit, denn auf der Wanderung hatten sich die germanischen Völker schon seit Jahrtausenden befunden. Man denke nur an die „Große Wanderung" Ende des 2. Jahrtausends vor der jetzigen Zeitrechnung nach Italien, Griechenland und Kleinasien bis Ägypten, über die Jürgen Spanuth eingehend und lebensvoll berichtet (Atlantis, 1965). Man denke weiter an die Wanderungen germanischer Stämme nach Südrußland und in den Donau- und Karpathenraum in den ersten Jahrhunderten der jetzigen Zeitrechnung.

Anlaß für die zweite Völkerwanderung war der Ansturm der Hunnen, eines Reitervolkes aus Innerasien, deren fremdartiges Aussehen damals stark bemerkt wurde. Sie stießen im (heutigen) Südrußland auf die dort siedelnden Germanenvölker, machten sich durch den Sieg über die Ostgoten (375) den Weg nach Westen frei, zogen in einem schmalen Keil durch die (heutige) Ukraine über das (heutige) Nord-Rumänien in den Raum der Theiß (heutiges Ungarn), wo sie sich für einige Zeit niederließen. Von hier aus machten sie Vorstöße nach Norditalien und führten den bekannten Zug entlang dem Nordrand der Alpen über Worms nach dem (heutigen) Frankreich, wo sie im Jahre 451 in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern geschlagen wurden. Auf Seiten der Hunnen kämpften übrigens starke Verbände der unterworfenen ostgermanischen Stämme. Nach dem Tode Attilas (453) zogen die Hunnen wieder zurück nach Osten, nachdem ein Vorstoß nördlich der Karpathen von einem kleinen Restvolk freier Goten blutig zurückgeworfen worden war. Diese Schlacht ist im „Hunnenschlachtlied" der Edda dichterisch festgehalten worden, und die Erinnerung daran taucht noch Jahrhunderte später in Heldenliedern auf. Man war sich offenbar der Bedeutung dieses Ereignisses bewußt, verhinderte es doch ein Eindringen der Hunnen in den Raum der oberen Weichsel und Oder.

Inzwischen aber waren starke Teile der von den Hunnen überrannten und unterworfenen Germanenvölker Osteuropas in Bewegung geraten. Nach Süden und Westen brachen sie in das römische Reich ein. Hierbei war es wohl doch nicht so, wie Daniel-Rops es schildert: „Von der Nordsee bis zum Kaspischen Meer bildeten die sprungbereiten Raubtiere eine lückenlose

Reihe"[29]), sondern hier lag die gegebene Ausweichmöglichkeit, weil ein weiteres Ausbreiten nach Osten nicht mehr möglich war, und weil sie nicht unter der Herrschaft der Hunnen leben wollten.

Es brachen auf: Alanen aus dem Raum zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer, Ostgoten aus dem Raum nördlich des Schwarzen Meeres, Westgoten aus dem Raum westlich der Ostgoten, nördlich der Donau (heutiges Rumänien), Vandalen (auf der ersten Silbe zu betonen) und Gepiden aus dem Raum des heutigen Ungarn, Langobarden aus dem Raum von Böhmen und Mähren, Teile der Silinger-Vandalen aus dem Raum zwischen oberer Weichsel und oberer Oder. Diese zweite germanische Völkerwanderung war ein gewaltiges geschichtliches Ereignis, das das Aussehen der damaligen Welt grundlegend veränderte und sich bis heute auswirkt, nicht zuletzt hinsichtlich der Zusammensetzung der Bevölkerung. Doch sei zur Vermeidung von Mißverständnissen noch einmal betont, daß der Begriff „Völkerwanderung" nicht so zu verstehen ist, daß die betroffenen Völker ihren bisherigen Siedlungsraum restlos verlassen hätten und dort damit spurlos verschwunden wären. Das war nicht der Fall. Überall blieben Teile zurück.[30])

Das Schicksal all dieser Völker kann hier nur kurz gestreift werden, da es außerhalb des gesteckten Rahmens liegt. Die Alanen zogen in den Westteil Spaniens (Raum des heutigen Portugal) und verschmolzen dort mit den Westgoten. Diese errichteten ein Reich, das den Südwestteil Frankreichs und Spaniens umfaßte und das in Spanien bis zum Einfall der Araber im Jahre 711 bestand. Im Nordwestteil Spaniens (Asturien, Leon) ließen sich die Sueben = Schwaben nieder. Sie blieben bis 1037 selbständig, bis sie zum Königreich Kastilien kamen. Die Vandalen gingen über Spanien, wo ein Teil im Süden verblieb, nach Nordafrika und nahmen das gesamte Küstengebiet ein (Nordteil des heutigen Algerien, Tunis und Libyen), dazu die Inseln Sardinien und Korsika. Ihr Reich überdauerte rund 100 Jahre, von 439 bis 534. Die Gepiden schlossen sich zum Teil den Ostgoten an, andere blieben in ihrem Raum (dem heutigen Ungarn). Die Ostgoten zogen über die Donau in den Raum des heutigen Österreich und in den Nordteil des Balkan, dann dehnten sie sich weiter aus und kamen nach Italien, bis sie dort vom oströmischen Reich unter Justinian besiegt wurden und untergingen (554). Später übernahmen die Langobarden kurz die Herrschaft über Italien.

Nach dem Abschluß dieser Wanderungen zeigt die Karte von Europa nur germanische Namen, ausgenommen den Südteil des Balkan, das heutige

---

[29]) „Die Kirche im Frühmittelalter", a. a. O., S. 78.

[30]) Sprachreste des Gotischen wurden noch 1000 Jahre nach dem Abzug der Ostgoten auf der Krim und nördlich des Schwarzen Meeres festgestellt. Noch im 2. Weltkrieg konnte man zum Beispiel in der Ukraine große, blonde und blauäugige Menschen sehen, besonders bei der Landbevölkerung.

Bulgarien, und einen kleinen Teil Nordspaniens (Kantabrer, Basken), das Gebiet zwischen Somme und Loire in Frankreich (Reich des Syagrius). Außerdem erscheint in Mittelrußland um die Pripjet-Sümpfe die allgemeine Bezeichnung „slawische Völker" oder die Bemerkung „wahrscheinliches Heimatgebiet der Slawen". Das aber ist kein sicheres völkerkundliches Wissen, sondern allerhöchstens ein Hinweis, daß die Herkunft der hier siedelnden Bevölkerung unklar ist. Näheres hierüber folgt bei der Behandlung der „Wenden" und „Slawen".

Eine andere Karte zeigt hingegen, daß Nordafrika und ganz Europa bis zum Rhein und bis zur Donau christlich waren. Das heißt also, daß die Germanenvölker mit dem Eintritt in das Gebiet des römischen Reiches diese Religion angenommen hatten — wie das geschah, soll hier nicht untersucht werden — und zwar das arianische Bekenntnis, das von Rom abgelehnt wurde. Neben den Arianern gab es aber überall auch Kirchen und Gemeinden der Christen, die sich zu Rom bekannten. Sie wurden in der bekannten religiösen Duldsamkeit der Germanen bei ihrer Arbeit nicht gestört.

Nur auf den britischen Inseln gab es noch Räume, die heidnisch waren, wie auch westlich des Rheins und zwar besonders südlich seiner Mündung, wo inzwischen die Franken diesen Fluß überschritten hatten.

Äußerlich stand West-Europa also damals — mit den genannten Ausnahmen — unter der Herrschaft von Germanen. Geteilt aber war es durch die Grenze zwischen Christentum und Heidentum im Raum von Rhein und Donau.

Das Schicksal der Germanenvölker auf dem Boden des ehemaligen römischen Reiches ist mit den Worten zusammenzufassen:

> „Bei dem Untergang aller Germanenreiche der Völkerwanderung hat die ihnen feindliche römische Kultur eine nicht geringe Rolle gespielt. Sie trat ihnen am kompaktesten gegenüber in der Gestalt der katholischen Kirche. Die arianischen Vandalen, Ostgoten und Burgunder sind im Kampfe mit katholischen Mächten zugrunde gegangen; die Langobarden im Kampf mit dem Papst selbst. Den Westgoten in Spanien wurde die katholische Kirche in anderer Form zum Verhängnis; sie kam schließlich, nachdem die Westgoten katholisch geworden waren, bei ihnen so zur Herrschaft, daß sie wehrlos waren, als es sich der Feinde zu erwehren galt. So wurde das Westgotenreich mit einem Schlage im Jahre 711 von den Arabern vernichtet. Spanien war nun eine Provinz des Kalifen.
>
> Nur ein Volk hat verstanden, dem Kampf mit der katholischen Kirche lange geschickt aus dem Wege zu gehen; sich selbst zum Hammer zu machen, wo die anderen den Amboß abgaben. Dies waren die

Franken. Als die katholische Kirche dann auch bei ihnen mitzureden begann, ist ihr Reich sehr bald auch zu Ende gewesen. Dies war im 9. Jahrhundert."[31])

31) Albert von Hofmann, „Politische Geschichte der Deutschen", Erster Band, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 1921.

Die Franken

Noch stehen wir nicht im 9. Jahrhundert, sondern zu Beginn der Geschichte der Franken. Es wird sich zeigen, wieweit wir der Meinung beipflichten können, daß sie im Verhältnis zur katholischen Kirche den „Hammer" abgegeben haben.

Der Druck Roms, des mächtigen Nachbarn und Feindes im Westen, hatte im Laufe der Zeit die Germanen ostwärts des Rheins mehr und mehr zusammengezwungen. Seit dem Anfang des 3. Jahrhunderts wurde das Gebiet von Mainz bis zur Rheinmündung als Land der Franken (Land der Freien im Gegensatz zum römisch beherrschten Raum westlich des Rheins) bezeichnet. Das will jedoch nicht besagen, daß es sich um einen Einheitsstaat gehandelt hat. Vielmehr war es ein Nebeneinander von Stämmen, zum Teil auch nur von Stammesgruppen oder Resten. Zu den Franken wurden gerechnet: Chatten, Sugambrer, Tenkterer, Brukterer, Ubier, Usipeter, Chamaven, Chauken und Bataver. Dieser Sammelbegriff bedeutet auch nicht, daß nun die Eifersüchteleien und Streitigkeiten zwischen diesen Gruppen aufgehört hätten. Im Gegenteil finden wir sie oft genug, freiwillig oder gezwungen, im Solde Roms gegeneinander stehen und kämpfen. Aber immer wieder zwang die Lage die Franken, westlich des Rheins Boden zu gewinnen. Zu eng war der Raum. Er reichte zwischen Main und Lahn bis an die Werra (Chatten), sonst zog es sich in einem verhältnismäßig schmalen Streifen den Rhein entlang nach Norden (Bataver an der Rheinmündung). Im westfälischen Land gab es dann noch eine kleine Ausbuchtung nach Nordosten. Eine Ausdehnung nach Osten war unmöglich, denn hier waren andere starke Germanenvölker, die Sachsen und Thüringer, nachgerückt.

Der Zug nach Westen beschränkte sich nicht auf die Kriegszüge. Aus allen Stämmen gingen Bauern über den Rhein, wo sie als römische Untertanen Siedlungsstellen erhielten. Platz genug war vorhanden, denn die keltische Urbevölkerung war zum Teil abgewandert. Sie fand sich mit der römischen Mischbevölkerung in den Städten zusammen, unter denen als bedeutendste Köln, Trier, Tongern und Mainz zu nennen sind. Die Städte waren Mittelpunkte des Christentums. Auf die Landbevölkerung hingegen vermochte es kaum auszustrahlen. Je weiter sich die fränkischen Bauern vorschoben, um so stärker wurde auch das Heidentum im Lande, um so schärfer aber wurde auch der Gegensatz zwischen Städten und Land. Wiederholte Unruhen und Aufstände, unterstützt vom ostrheinischen Gebiet, waren die Folge. In wechselvollen Kämpfen floß hier viel germanisches Blut, denn auch die römischen Legionen bestanden ja aus Germanen, Söhnen jener Siedler im Rheingebiet. So manche von ihnen stiegen auf der soldatischen Stufenleiter hoch empor und nahmen beachtliche Machtstellen im Staat ein. Erwähnen die

römischen Geschichtsschreiber voller Staunen die Kraft, die Tapferkeit und die Todesverachtung der Germanen, gleich ob Freund oder Feind, so rühmen sie besonders die Unbestechlichkeit, das Ehrgefühl und die Sittenreinheit der fränkischen Führerpersönlichkeiten in römischem Dienst und stellen sie ihren eigenen Landsleuten als Vorbilder hin. Diese Germanen waren und blieben meist Heiden und betonten es auch.

Während das römische Reich im Laufe des 5. Jahrhunderts innerlich und äußerlich zusammenbrach, gewannen die Franken immer mehr das Bewußtsein ihrer Stärke. Vom Mündungsgebiet des Rheins aus schoben sich die Seefranken (Salier) entlang der Küste vor, südlich davon die Rheinfranken (Ripuarier) und anschließend die Chatten nach Westen. Im Jahr 475 begründete König Childerich, ein Salier aus dem berühmten Hause des Merowech, ein Frankenreich im Norden, im Raum des heutigen Holland, Belgien und Nordfrankreich bis zur Somme. Südlich davon bildeten sich fränkische Teilreiche, deren Grenzen im Westen bis zum Oberlauf der Maas, im Süden bis zur Linie Mainz—Metz gingen. Hier waren die Schwaben (Alemannen) ihre Nachbarn geworden, die ebenfalls das von ihren Stammesangehörigen besiedelte Land in Besitz genommen hatten. Mit den Schwaben und Franken war also erstmalig wieder das Heidentum nach Gallien vorgedrungen. Wenn auch die Kirchen von den Siegern geplündert worden waren, so wurde doch der Glaube als solcher nicht angetastet, denn sie meinten, schaden könnten die Christen, die Unterlegenen und Schwachen, ja nicht. Ja, König Childerich schenkte den Bischöfen noch Besitz und Güter, denn er glaubte gut daran zu tun, sich diese Würdenträger mit ihrem großen Ansehen bei den Stadtbewohnern zu verpflichten. Die Bischöfe konnten außerdem auf ihre Verbindungen zu ihren Amtsbrüdern in den Städten jenseits des fränkischen Bereichs verweisen, Verbindungen, die sich politisch ausnutzen ließen, denn die römisch-katholischen Bischöfe in den arianischen Germanenstaaten der Westgoten und Burgunder standen aus Glaubensgründen schlecht mit ihren Herren.

Das Land der Franken blühte auf. Abgesehen von den Städten und einigen keltischen Splittergruppen war die Bevölkerung germanisch und wahrte die angestammten Sitten und den alten Glauben. Besonders bei dem nächsten Nachbarn im Westen, dem Reich des Syagrius, einem der letzten Überbleibsel Roms, wurden die gesunden Zustände mit Neid beobachtet. Doch die Schwäche eben dieses Nachbarn verführte die Franken auch dazu, ihre Machtansprüche auszuweiten.

König **Chlodowech** (Chlodwig) (481—511), Sohn und Nachfolger des Königs Childerich, unterwarf im Jahre 486 das Reich des Syagrius und dehnte damit seinen Machtbereich bis zur Loire aus. Auch die Aremorika (Bretagne) kam unter fränkische Herrschaft. Mit diesem Landzuwachs aber gerieten

die Franken in die gleiche Lage wie die Germanenvölker der Völkerwanderung, nämlich der Herrschaft einer dünnen Siegerschicht über eine fremde Bevölkerung. Die Volkskraft der Franken konnte unmöglich ausreichen, um dieses Land bald zu füllen. Vielmehr mußten sich die fränkischen Herren und Besatzungen der Masse der Bevölkerung anpassen. Dazu kam, daß sich in diesem Land das Christentum durchgesetzt hatte. Die Priester der katholischen Kirche nahmen hier eine noch viel wichtigere Stellung ein als im bisherigen Frankenreich. Nach dem Verschwinden der alten politischen Gewalten waren sie es auch gewesen, die die Verhandlungen mit den Franken führten. Sie traten ihnen also nicht nur als geistliche, sondern auch als politische Sprecher gegenüber. Wenn Chlodowech dieses Land halten und sichern wollte, mußte er die Bischöfe für sich gewinnen. Er trat ihnen also freundlich entgegen, ersetzte die Schäden, die sie im Laufe des Feldzuges erlitten hatten, und zog sie durch Geschenke an sich heran. Von dem Gedanken, das Christentum anzugreifen oder gar beseitigen zu wollen, konnte keine Rede mehr sein. Mit dem friedlichen Nebeneinander von Heidentum und Christentum konnten die Bischöfe ihrerseits bei dieser Lage sehr zufrieden sein, zumal ihnen auch Bekehrungsversuche nicht verwehrt wurden. Und da sie hiermit bei den unteren Schichten der Franken kaum Erfolg hatten, setzten sie den Hebel oben an. Zwei Schwestern des Königs traten zum Christentum über, und Chlodowech selbst heiratete die katholische Chrodechilde, eine burgundische Prinzessin.

Von Seiten der Kirche waren damit die Voraussetzungen geschaffen zu einem planmäßigen und langwierigen Kampf um die Seele des Königs Chlodowech. Werkzeug hierfür war die gläubige Königin, — und es sollte nicht der letzte und einzige Fall sein, wo die Frauen germanischer Fürsten diese Rolle spielten, sicher aus eigener Überzeugung, aber auch auf Anleitung der Priester. Hinter Chrodechilde stand in erster Linie der Bischof Remigius von Reims, der mit ihr in dauernder schriftlicher Verbindung war. Doch mit Gründen des Glaubens war beim König nichts zu machen. Bei ihm mußten schon andere Mittel ins Feld geführt werden. Die Bischöfe nutzten sein Machtstreben aus. Des Königs Blick ging weiter, nämlich auf das Reich der Burgunder im Süden und auf das Reich der Westgoten im Südwesten Galliens. Gerade hier konnten die Bischöfe ihm behilflich sein, indem sie ihre kirchlichen Verbindungen nutzten. Soweit die Bevölkerung katholisch war, befand sie sich in der Hand der Bischöfe, die sie gegen ihre christlichen Mitbrüder, die Arianer, stellen konnten — falls sie es wollten. Ein derartiges Vorgehen — also die Aufwiegelung eines Teiles der Bevölkerung gegen die eigene Herrschaft — wird zwar allgemein als Verrat bezeichnet, doch für die Bischöfe standen eben „höhere Werte", die der Kirche, auf dem Spiel. Nur mußte natürlich sichergestellt sein, daß sich ein solcher Einsatz auch lohnte. Gewiß, es kann nicht mit Sicherheit behauptet

werden, daß der christliche Religionsunterricht, den der Bischof Remigius dem König erteilte, sich in dieser Richtung bewegte, denn die Besprechungen verliefen recht geheim .Doch das geschichtliche Geschehen selbst bestätigt es.

Schließlich — was wurde schon vom König erwartet? Er sollte ja lediglich einen äußerlichen Wechsel der Sitte und des Glaubens vornehmen. Und welche Vorteile boten sich ihm damit! Die gesamte Macht der Bischöfe, die er ja bereits zur Genüge in ihrem Einfluß auf die Seelen kennengelernt hatte, würde ihm für seine Ziele zur Verfügung stehen. Chlodowech war doch ein nüchtern und scharf denkender Mann, wie seine Zeitgenossen zu berichten wissen. Seine Pläne waren nicht religiöser, sondern politischer Art. Wenn es Mittel und Wege gab, sie durchzusetzen, warum sollte er sie nicht benutzen! Was bedeutete gegenüber der Macht über ganz Gallien schon die Anerkennung eines anderen Gottes! Mit einem Schlage standen ihm damit neben seinen Franken, die ihm als König sowieso folgten, auch die katholischen Christen in den anderen Ländern zur Seite. Ob Chlodowechs Gedanken sich in der geschilderten Richtung bewegten, ist — wie gesagt — nicht zu beweisen.

Daß sie seiner Persönlichkeit und dem tatsächlichen Geschehen nach so hätten sein können, dürften sich gerade die Menschen des 20. Jahrhunderts leicht vorstellen können, denn wieviele Austritte aus der christlichen Religion im allgemeinen, wieviele Wiedereintritte, wieviele Wechsel von einem christlichen Bekenntnis in ein anderes sind aus weit weniger wichtigen, aber ebenfalls äußeren Gründen vor ihren Augen durchgeführt worden! Und wie heute, so hatte auch damals die Umwelt einen entscheidenden Einfluß auf diesen Schritt, damals allerdings einen bremsenden, weil der König sich durchaus darüber im klaren war, daß seine Franken diesen Glaubenswechsel nicht verstehen, ihn vielleicht sogar als Verrat empfinden würden. Es war ja nicht im geringsten so, wie manche Leute heute den Übertritt erklären, daß der Christengott sich als der stärkste erwiesen hätte. Bisher hatten doch die Franken mit ihrem heidnischen Glauben über christliche Staaten gesiegt. Es mußte daher eine Gelegenheit abgewartet werden, bei der sich der Christengott wirklich als Schlachtenhelfer erweisen würde.

Diese Gelegenheit ergab sich im gleichen Jahr 496, in dem der Geschichtsschreiber jener Zeit, der Bischof Gregor von Tours, von Chlodowech schreibt, daß er auf keine Weise zu bekehren sei. In diesem Jahr fand eine große Schlacht zwischen den Franken und Schwaben (Alemannen) statt. Wenn der in den Geschichtsbüchern angegebene Ort der Schlacht zutrifft, Tolbiacum = Zülpich, etwa 20 km westlich von Bonn, dann ist sie auf fränkischem Boden geschlagen worden, war also eine Abwehrschlacht gegen vordringende Schwaben. Die Franken siegten — wie ihnen erklärt wurde, mit Hilfe des „Herren der Schlachten“, Christus. Wenn auch dieser Sieg noch nicht die völlige Unterwerfung der Schwaben zur Folge hatte, so wurden sie

doch am weiteren Vordringen nach Westen und Norden gehindert, sie wurden im Gegenteil linksrheinisch auf das Elsaß zurückgeworfen und mußten rechtsrheinisch den Franken den oberen Main und das Gebiet zwischen Main und Neckar überlassen. Damit bildeten die Franken einen Keil zwischen Nord- und Süddeutschland, der sich späterhin auswirken sollte.

Nach der Schlacht von Tolbiacum trat König Chlodowech zum katholischen Christentum über. Die Taufe bot der Kirche die Möglichkeit zur Entfaltung ihres ganzen Glanzes, und sie war in der Tat wichtig genug. Dem Bischof Remigius, der diesen Übertritt vorbereitet hatte und der auch die Taufe vollzog, schenkte der König riesige Ländereien. Jener berühmte Taufspruch des Remigius:

> „Beuge Dein Haupt, stolzer Sigambrer,
> bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet hast",

ist Triumph und Weisung zugleich, besonders in seinem letzten Teil. Mit dem Verbrennen wagte der König allerdings nicht gleich zu beginnen. Er beließ es zunächst bei der Gleichberechtigung beider Anschauungen, mußte es dabei belassen, weil die Franken trotz aller Königstreue das Heidentum nicht aufgeben wollten. Ein Teil von ihnen aus dem nördlichen Raum verließ sogar Chlodowechs Dienst. Auf der anderen Seite ist es verständlich, daß der Hof und seine Umgebung bald christlich wurden. Zielbewußt arbeitete die Kirche weiter, hatte sie doch zum ersten Mal seit langer Zeit wieder eine starke weltliche Macht, auf die sie sich stützen konnte. Ihrerseits konnte sie auch etwas bieten, nämlich die Unterstützung in allen, auch fremden, Ländern. Der Bischof von Vienne, aus dem Reich der Burgunder, forderte Chlodowech geradezu zum kriegerischen Eingreifen auf, natürlich mit der Begründung, „den Völkern, die noch im Heidentum leben, vom Horte des Glaubens zu spenden". Er verschwieg nicht die wichtige Tatsache: „Auch die Kirche nimmt teil an deinem Glück: so oft du kämpst, siegt sie". Gleichzeitig enthüllen diese wenigen Worte die Rolle, die den Franken zugedacht war: Sie mochten, ja sie sollten kämpfen, „Hammer" sein — Nutznießer und Sieger würde in jedem Falle die Kirche werden.

Das Bündnis zwischen Chlodowech und der Kirche wirkte sich bald aus. Im Jahre 500 siegte der Franke über die Burgunder, und wenn sie auch ihre Selbständigkeit nicht verloren, so wurden sie doch Bundesgenossen der Franken. Ihre endgültige Eingliederung in das Frankenreich war nur noch eine Frage der Zeit, ebenfalls die völlige Unterordnung unter die katholische Kirche. Einige Jahre später, 507, unterwarfen die Franken gemeinsam mit den Burgundern, aber auch mit Hilfe der katholischen Priester im Lande selbst, die Westgoten. Mit Ausnahme kleiner Randgebiete war damit ganz Gallien fränkisch. Es blieb nur noch die Ausschaltung der übriggebliebenen fränkischen Teilreiche, dabei der Ripuarier, deren König in Köln saß. Ohne

irgendwelche Beschönigung wurde hierbei das Mittel des Mordes angewendet.

Äußerlich hatte Chlodowech also in kurzer Zeit ein ausgedehntes und mächtiges Frankenreich „zusammengeschmiedet", innerlich jedoch war der Verfall bereits eingeleitet. Was sich schon bei der Übernahme des Reiches des Syagrius gezeigt hatte, die Folgen der Herrschaft einer dünnen Schicht von Franken über fremdartige Menschen, wirkte sich mit der Inbesitznahme des Südens noch viel weitgehender aus. Das Eigengewicht jener Masse der Mischbevölkerung weiter Gebiete des Frankenreiches mußte zwangsläufig der weiteren Entwicklung den Stempel aufdrücken. Von einem germanischen Reich konnte nicht mehr gesprochen werden. Die Franken verloren allmählich ihre Sprache — und sie verloren ihre Religion. Denn trotz allen Widerstandes, besonders im Norden des Landes, war der endgültige Sieg des Christentums bei dieser Lage nicht mehr aufzuhalten.

Jene Taufe eines einzigen Mannes, des Königs Chlodowech, bestimmte somit die Zukunft ganz Europas und damit auch die Zukunft des Raumes zwischen Rhein und Memel. Selbstverständlich begrüßen Christen und Kirchenwissenschaftler noch heute das Ereignis des Jahres 496, und sie begründen es damit, daß den „Barbaren" die Segnungen des christlichen Glaubens zuteil wurden, daß sie durch ihn — einfach gesagt — besser geworden seien. Doch diese Ansicht entspricht nicht der Wirklichkeit. Recht vorsichtig schreibt Prof. Hauck: „So war es in allen Stücken: das Christentum erwies sich als machtlos, die allgemeine Sittlichkeit zu heben: so viel die Kirche an Bekennern zugenommen habe, klagte Salvian" (ein zeitgenössischer christlicher Beobachter) „so viel auch an Lastern; in demselben Maße, als ihr Besitz gewachsen sei, habe die Zucht in ihr abgenommen."[32]) Das sind, wie gesagt, recht vorsichtige Worte, denn Hauck kannte die Quellen, die „Historia Francorum" (Geschichte der Franken) des Bischofs Gregor von Tours, gestorben 595, der einen Großteil dieser Zeit miterlebt hat.

Bei weitem offener und ungeschminkter sind die Schlußfolgerungen von Johannes Scherr (deutscher Kulturhistoriker, 1817—1886):

> „Von dem ‚Christentum' jener Zeit im allgemeinen und von dem ‚germanisch-christlichen' Wesen im besonderen gibt Gregors Frankenchronik ein unbezahlbar treues, freilich haarsträubend scheuseliges Bild. Dieses Bild zeigt erschreckend, was es mit dem Gerede von der Kirche als von der ‚liebevollen Lehrerin und Bildnerin der Völker' eigentlich auf sich hat. Es steht ja bekanntlich in einer der heiligen Schriften dieser Kirche geschrieben: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen'. Nun, die Früchte dieses fränkischen Christentums waren

---

[32]) Prof. Dr. Albert Hauck: „Kirchengeschichte Deutschlands", 3. und 4. (Doppel) Aufl., Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung, 1904, 1. Teil, S. 68.

solche, daß abscheulichere geradezu undenkbar sind. Die schmachvollsten Laster, die verworfensten Tücken, die ruchlosesten Frevel gehörten zum täglichen Leben der verchristlichten Franken . . . Dieses ‚Christentum' ist allen Wahrheitsgefühls, allen Rechtssinnes bar und ledig gewesen; es hatte nicht einmal eine dunkle Ahnung, geschweige ein klares Bewußtsein von dem Besseren und Edleren im Menschen. Die angebliche ‚Lehrerin und Bildnerin der Völker', wie die Kirche von Pfaffen und Pfäfflingen genannt wurde und wird, mußte sich selber erst einigermaßen entbarbarisieren, mußte zuvor beim antiken Heidentum in die Schule gehen, bevor sie auf das germanische Heidentum zivilisierend einzuwirken vermochte. Die Kirche Gregor von Tours vermochte das nicht. Hervorragendstes Beispiel hierfür ist der von der Kirche so hoch gepriesene Bekenner und Bekehrer Chlodwig selbst. Seine gräßlichsten Greueltaten und schandbarsten Scheuseligkeiten hat dieser ‚christliche' König erst **nach** seiner Bekehrung begangen. Gregor, der fromme Bischof von Tours, erzählt uns breitspurig naiv diese Greueltaten und Scheuseligkeiten; dann zieht er sozusagen die Summe der Schändlichkeiten in dem berüchtigten Satze — den zu entschuldigen oder umzudeuteln die moderne Geschichtssophistik (Sophistik = Wortspielerei, Scheinbeweis) vergeblich sich bemüht hat: ‚Tag für Tag warf Gott seine (Chlodwigs) Feinde vor ihm zu Boden und vergrößerte sein Reich, darum, weil er rechten Herzens vor ihm wandelte und tat, was in seinen Augen wohlgefällig war'."[33])

Unfaßbar mag so manchem die Unverfrorenheit erscheinen, mit der dieser Bischof den Begriff „Gott" mit den Untaten Chlodowechs verbindet. Doch wer sich daran erinnert, daß von solcher Seite stets „Gott" gleich Kirche gesetzt wird, findet hier nur die Erweiterung des oben erwähnten Satzes des Bischofs von Vienne: „So oft du kämpfst, siegt sie", eine Erweiterung dahingehend, daß nicht nur der Kampf, sondern auch Mord und Totschlag für den Sieg der Kirche wirkten und damit gut geheißen wurden. Und wer einige Geschichtskenntnisse besitzt, weiß auch, daß der Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" hier nicht zum ersten und nicht zum letzten Male angewendet wurde.

Nur in einem dürfte Johannes Scherr sich geirrt oder in gewissem Grade getäuscht haben, nämlich wenn er meint, daß die Kirche erst beim antiken Heidentum in die Schule gehen mußte, um sich zu „entbarbarisieren". Vielmehr war es am Ende die große Ehrfurcht der Germanen und der Deutschen vor dem Göttlichen, die dem Gebäude der Kirche später wieder einen gewissen

[33]) Johannes Scherr: „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte", Neue Volksausgabe, herausgegeben von Karl Quenzel, 22.—30. Tausend, Hesse & Bekker Verlag, Leipzig, ohne Jahr, Seite 71/72.

sittlichen Inhalt verlieh. Die durch die Jahrtausende gehenden und auch heute noch nicht abgeschlossenen Bemühungen ehrlich ringender und hochstehender Geister des Abendlandes, das Wesen und Wollen ihres Religionsstifters Jesus auszulegen — Christologie genannt —, war und ist doch im Grunde nichts anderes als der Versuch, sich selbst eine anzuerkennende Glaubensgrundlage zu schaffen, die man auch anderen Menschen mit gutem Gewissen vortragen kann. Die Ergebnisse ihrer Arbeiten unterscheiden sich ganz erheblich. Das ist auch nicht anders möglich bei der Fragwürdigkeit und vielfältigen Deutbarkeit der Unterlagen wie auch bei der Eigenart der auslegenden Persönlichkeiten. Auf der anderen Seite ist es damit jedem, der sich Christ nennt, möglich, eine für ihn passende Auslegung auszuwählen und damit ehrlichen Herzens Christ — und in der Kirche — zu bleiben. Und so lange derartige Bestrebungen die Kirchen äußerlich nicht gefährden, können sie sie ruhig übernehmen.

In seiner „Politischen Geschichte der Deutschen" faßt Albert v. Hofmann sein Urteil wie folgt zusammen:

> „Dann aber ist die fränkische Geschichte von großer Bedeutung für die deutsche Geschichte dadurch, daß in ihr der Grund gelegt wird zu dem eigentümlichen Verhältnis des Papsttums zum deutschen König- und Kaisertum. Trotzdem das karolingische und ottonische Kaisertum zwei ganz verschiedene Erscheinungen sind, mußte ein unkritisches Zeitalter und eine politisch raffinierte und interessierte Kirche in demselben beides unentwirrbar miteinander vermengen. So konnte sich nur aus karolingischer Tradition heraus das Papsttum an die Germanen ansaugen, um sich nicht mehr abschütteln zu lassen, bis es sich an den Germanen stark und kräftig gemacht hatte." (Hervorhebungen nicht im Original).[34])

Wir können hinzufügen, daß das Papsttum sich nicht nur äußerlich stark und kräftig gemacht hat, sondern gerade auf dem so wichtigen seelischen Gebiet. Noch heute sind die weißen Völker der westlichen Welt seine Hauptstützen.

Die Meinung von Johannes Scherr entspricht dieser Darstellung:

> „Daß sie (die Kirche) . . . eine weltbeherrschende Stellung errang und behauptete, das verdankte sie dem Umstand, daß germanische Jugendkraft, die zur gleichen Zeit den altersschwachen gesellschaftlichen Körper mit frischen Lebenssäften schwellte, zum eigentlichen weltgeschichtlichen Träger des Christentums wurde."[35])

---

[34]) v. Hofmann: „Politische Geschichte der Deutschen", a. a. O., S. 233.

[35]) Johannes Scherr: „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte", a. a. O., Seite 65.

Diese Entwicklung lag zur Zeit des Chlodowech noch im Schoße der Zukunft. Damals erfolgte ein Niedergang der Sitten, der allenfalls mit den schlimmsten Zeiten des spätrömischen Reiches vergleichbar ist. Vom fränkischen Königshause berichtet Gregor von Tours von unvorstellbaren Lastern und Greueln:

> „Rohester Aberglaube, wildeste Sinnlichkeit, wütende Habsucht, Meineid, Verrat, Blutschande, Giftmischerei, Verwandtenmord, abgefeimteste Bosheit und Grausamheit sind die Hauptzüge dieses Gemäldes."[36]

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten dieses schrecklichen Gemäldes einzugehen. Sie mögen in Geschichtsbüchern und Chroniken, besonders in der fränkischen Geschichte des Bischofs Gregor von Tours, nachgelesen werden. Es wird sich dann zeigen, daß die Zusammenfassung von Scherr nicht übertrieben ist und daß auch die höchsten Steigerungsformen berechtigt sind. Bei dem Wüten der Mitglieder des Königshauses darf aber nicht übersehen werden, daß sie ihre Helfer in ihrer Umgebung, nicht zuletzt auch bei den Priestern, hatten. Auf jeden Fall ergibt sich, daß die Äußerung Professor Haucks von der Machtlosigkeit des Christentums, die allgemeine Sittlichkeit zu heben, die Lage stark beschönigt. In Wirklichkeit trat ein Niedergang der Sittlichkeit ein.

Wenden wir uns nun der Frage nach den wirklichen Ursachen dieser Entwicklung zu. In den Geschichtsbüchern, die sich meist auf die Schilderung von Tatsachen beschränken, wird sie nicht behandelt. Wir finden allenfalls allgemeine Bemerkungen, wie zum Beispiel: „Die Zustände bei den Merowingern sind nur das Zeugnis der römisch-barbarischen Mischkultur, einer Halbbarbarei, der auch die anderen Germanen, soweit sie verrömerten, nicht entgangen sind."[37]

Diese Antwort genügt jedoch nicht, zumal sich wahrscheinlich jeder unter „römisch-barbarischer Mischkultur" etwas anderes vorstellt. Weiter besteht vielfach die Vorstellung, daß die römische Kultur der germanischen überlegen gewesen wäre, und dies wird damit begründet, daß die Römer bessere Straßen hatten als die Germanen, daß sie in Steinhäusern wohnten, daß sie eine wohldurchdachte Gesetzgebung und Verwaltung besaßen und daß ihr Staatswesen nach heutigen Maßstäben gegliedert war. All das hat aber mit Kultur nichts zu tun, sondern es gehört zum Begriff der Zivilisation.

Der Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur besteht, in einem Satz gesagt, darin: Zivilisaton liegt im Bereich der Vernunft, Kultur im Bereich

---

[36] Scherr: „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte", a. a. O., Seite 71.

[37] A. v. Hofmann, a. a. O., Seite 271.

inneren Erlebens und seelischer Haltung. Einige Beispiele mögen das verdeutlichen:

Ein dickes Gesetzbuch als Ergebnis einer gründlichen Vernunftarbeit ist ein Zeichen der Zivilisation, und nur die aus ihm sprechende Einstellung zu Gut und Böse erweist den Stand der Kultur. Wenn die Germanen damals überhaupt kein schriftliches Gesetzbuch besaßen, so besagt das durchaus nicht, daß bei ihnen keine Kultur bestand. Das Leben innerhalb einer Gemeinschaft kann auch ohne Schriftsatz von festen und hochstehenden Grundsätzen bestimmt sein. Wir können sogar behaupten, daß der Kulturstand um so niedriger ist, je dicker und umfassender ein Gesetzbuch ist, zeigt es doch in aller Deutlichkeit, wie vielfältig die Vergehen gegen ein ordentliches und störungsfreies Zusammenleben der Menschen sind.

Oder: Eine Vielzahl von kunstvoll gebauten und prächtig geschmückten Tempeln ist zunächst nur ein Beweis für bautechnische Fähigkeiten und für Reichtum und als solcher ein Zeichen für Zivilisation. **Zeugnis für Kultur hingegen ist die Tiefe des Gefühls, mit dem die Erbauer ihrem inneren Erleben von der Erhabenheit des Göttlichen Ausdruck verleihen wollten.** Das Gleiche gilt im übrigen für alle Kunstwerke. Sie sind in Erscheinung getretenes seelisches Erleben. Auf der anderen Seite aber muß betont werden, daß Kunstwerke doch nur äußere Zeichen sind und bleiben. Die innere Einstellung der Menschen zum Göttlichen ist unabhängig von ihnen. Deshalb besagen auch Zahl und Art von kultischen Gebäuden nichts über der Stand der Kultur in einer Gemeinschaft.

Nach dieser Klärung der Begriffe kann für die damalige Zeit festgestellt werden, daß die Römer keineswegs im Bereich der Kultur, sondern in dem der Zivilisation den Germanen überlegen waren. Dieses aber konnte keine Gefahr bedeuten, denn eine Übernahme von Erkenntnissen der Wissenschaft und von technischen Fertigkeiten braucht noch lange keine Änderung der inneren Haltung der Menschen zur Folge zu haben. Der Verfall der Sitten bei den Germanen, wie er sich seit langer Zeit anbahnte und jetzt bei den Franken so schrecklich zeigte, muß also auf einer Umwertung auf seelischem Gebiet beruhen. Gerade eine solche Umwertung aber hatten die Römer mitgebracht und das nicht zuletzt deshalb, weil mit ihnen am Ende das Christentum in die germanische Welt einbrach.

Mit vollem Recht weist Felix Dahn auf solche Zusammenhänge hin, und zwar an Hand einer Auseinandersetzung des Bischofs Gregor von Tours mit einem Priester, der offenbar an der Lehre von der Auferstehung Christi zweifelt. Dahn bringt zunächst die Worte Gregors — und sie gelten auch für heute: „Denn wenn es keine zukünftige Auferstehung gibt, was nützt es denn den Gerechten, gut zu handeln, und was schadet es den Sündern, böse zu handeln? Mögen sie doch alle dahinleben in ihren Gelüsten, und

möge doch jeder tun, was ihm beliebt, wenn es ein zukünftiges Gericht nicht geben wird." Dahn meint dazu: „Und diese in ihrer ‚Maxime' (= oberster Leitsatz) (Kant), in ihrer Triebfeder nicht nur eudämonistische (Lehre, daß sittlich gut ist, was Glückseligkeit bringt), sondern auch auf das höchste widersittliche Moral, welche jedes tapfere Mannesherz anwidern muß, hat man als Verbesserung der germanisch-heidnischen Moral hingestellt: jener stolzen und ehrenstrengen Sittlichkeit, welche den Heldentod um der Ehre und der selbstverständlichen Treuepflicht willen verlangte. Wohl verstanden: nicht hilft hier die Ausrede, daß Christus Lohn und Strafe geistig, nicht selbstisch gemeint habe; denn nicht Christi spärliche, schwerdeutige, aber keinesfalls mit dieser Profanation (= Entheiligung) irgend vergleichbare Worte, sondern eben diese geradezu kynisch, selbstische Moral, wie sie hier Gregor naiv ausspricht, sie allein — sofern nicht das gesunde Menschliche und unaustreibbar Mannhafte ihr Widerpart hielt, — sie hat, soweit der kirchliche Einfluß irgend reichte, jene Jahrhunderte beherrscht: nicht die reinere, mehr vergeistigte Fassung des Dogmas, sondern jene plumpe war die herrschende — nicht nur bei Laien: ist es doch ein Bischof, der hier spricht, einen Priester belehrend.

Erst die Philosophie hat wieder Pflichterfüllung um der Pflicht selbst, um der Vernunftnotwendigkeit willen gefordert: auch hierin lediglich, nach Jahrhunderte langer Verschüttung, in vergeistigter, spekulativer (= durch Gedankenarbeit erkannt) Form wieder herstellend dasselbe, was, vor dem Sieg der Patristik und Scholastik (christliche Denk- und Glaubensarten) das naive (= natürliche), unmittelbare sittliche Gefühl der Heiden erkannt und verlangt hatte. Nicht die Erkenntnis der Vernunftnotwendigkeit des Guten und des Rechtes, des Widervernünftigen im Bösen — solche Erkenntnis ist ja sündhafte *heidnische Philosophie* — nicht der Impuls (= Antrieb), der natürliche und durch die Ehre veredelte, für Volk, Vaterland, Sippe, Freunde die Treuepflicht zu erfüllen bis in den freudigen Heldentod — das ist ja *heidnische Tugend* und also ein ‚glänzendes Laster' — sondern einfach und scheulos die grobselbstische Spekulation (= Berechnung) auf den Lohn und die Furcht vor der Strafe ist die Triebfeder dieser Moral gewesen.

Hier liegen die jene Jahrhunderte beherrschenden Ursachen sehr zahlreicher und sehr wichtiger Erscheinungen in der Sittengeschichte, in den Zuständen einer Fülle von Einrichtungen der geistlichen und weltlichen Kultur des Vormittelalters von Konstantin bis auf Karl den Großen, des Mittelalters von Karl dem Großen bis auf Luther: diese Auffassung von Natur, Geschichte, Moral, von dem Leben vor und nach dem Tode enthält die einzige psychologische (= seelengesetzliche) Erklärung von vielen uns sonst völlig unverständlich bleibenden Tatsachen des Geisteslebens der romanischen und germanischen Völker in diesem ganzen Zeitraume. Und

deshalb hat eine Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung, welche nicht an dem Äußerlichen der Geschehnisse haften, welche den ‚Geist' des christlichen Vormittelalters bei Romanen und Germanen erfassen will, auf diese treibenden Kräfte, auf diese Grundanschauungen und das eindringlichste immer wieder hinzuweisen.

Die Reformation — übrigens nicht nur die protestantische, auch die innerhalb der katholischen Kirche durch das Konzil von Trient vollzogene — hat gewisse schlimmste Auswüchse dieser durch und durch kranken Wurzel abgeschnitten. Aber was das Prinzip der Moral betrifft, so hat auch diese zwiefache Reformation Lohn und Strafe, Hoffnung und Furcht als Motive nicht durchaus beseitigt, wenn sie auch selbstverständlich nicht in der ungeschlachten Rohheit und Kindlichkeit des Bischofs von Tours, sondern ganz anders, verfeinert, vergeistigt, idealisiert, gepredigt werden. Immer noch wirken jene Vorstellungen nach, so tief haben jene Vorstellungen, welche sich übrigens fast ausnahmslos in allen Religionen finden, Wurzeln geschlagen, so sehr befriedigen sie den menschlichen Drang nach Leben und nach Glück.

Danach ist zu bemessen, wie allbezwingend die Macht jener Kirche, welche diese Prinzipien (= Grundsätze) mit großartigster Folgenstrenge entwickelt hat, nicht nur gewesen ist, sondern geblieben ist überall, wo ihr jene Vordersätze eingeräumt werden: hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des ganzen Mittelalters, sofern es nicht einzelne verstreute Trümmer des Heidentums beibehielt. (Alle Hervorhebungen nicht im Original).

Soweit Felix Dahn. Er bringt dann die Schlußsätze Gregors an jenen zweifelnden Priester: „Ist Christus nicht auferstanden, ist unsere Predigt eitel, eitel ist auch euer Glaube." Nach Gregor ist der Priester daraufhin traurig fortgegangen mit dem Versprechen, nunmehr an die Auferstehung zu glauben.[38])

Die Meinung Dahns muß noch dahin ergänzt werden, daß nicht nur die Geisteshaltung der betroffenen Völker so zu erklären ist, sondern auch ihr Tun und Lassen. Weiter ist festzuhalten, daß die hier gekennzeichnete Grundeinstellung nicht etwa mit Luther zu Ende war, sondern daß sie in weiten Kreisen bis heute, bis in das 20. Jahrhundert, zu finden ist.

Beweise für die Richtigkeit dieser Beurteilung lassen sich nicht nur bei den Franken, sondern auch bei den übrigen Germanen finden. Schon jetzt können wir nämlich behaupten, daß sich dort dieselben Erscheinungen zeigen, wie sie hier auftreten, wenn natürlich auch nicht in denselben Einzelheiten.

---

[38]) Felix Dahn, „Urgeschichte ...", 3. Band, 1883, a. a. O., S. 522—524.

Auf jeden Fall trifft der Begriff „Verrömerung", den wir bei v. Hofmann fanden, nicht den Kern der Sache. Es ist sogar geeignet, unklare Vorstellungen zu wecken, da mit ihm Rom als Staat oder als Herkunftsland fremder Menschen, die sich mit den germanischen Franken vermischt hätten, verbunden werden kann. Eine solche Vermischung ist später fraglos eingetreten. Sie trifft jedoch nicht für die Angehörigen des damaligen fränkischen Königshauses zu. Diese waren reinblütige Germanen, zudem aus einer Sippe, die den sagenhaften Merowech zum Ahnherrn zählte und ihren Stammbaum von den Göttern herleitete. Mit geringen Ausnahmen waren die Männer dieses Hauses mit Frauen aus germanischen Königshäusern verbunden. Diese Menschen waren aber, wie den Berichten zu entnehmen ist, gute Christen, besser und genauer, fromme Gläubige des damaligen Christentums und gehorsame Glieder der Kirche.

Mit „heiligem" Eifer gingen sie an die weitere Verbreitung des Christentums, das besonders von den fränkischen Bauern abgelehnt wurde. Sie ließen heidnische Heiligtümer zerstören und entsandten zahlreiche Priester in die nördlichen Gaue, in denen überwiegend Franken lebten. Doch solche Maßnahmen brachten kaum Erfolg. „Ja, so groß war die Macht, welche das väterliche Heidentum über die Gemüter noch besaß, daß es vorkommen konnte, daß Christen von ihrem Glauben abfielen und zum Heidentum zurückkehrten."[39]

Dieser unverdächtige Zeuge berichtet weiter:

„Daß die Christianisierung des fränkischen Stammes sich langsamer vollzog als anfangs zu erwarten war, veranlaßte die staatliche Gewalt einzugreifen . . . Ungefähr sechzig Jahre nach der Taufe Chlodowechs erließ sein Sohn Childebert I., der in Paris regierte, eine bemerkenswerte Verfügung", nach der in seinem Herrschaftsbereich von staatswegen das Christentum zur allein gültigen Religion gemacht wurde. „Aber auch so bezeichnet seine Verordnung das Ende der Religionsfreiheit, die seit Chlodowech geherrscht hatte."

Damit war das Ziel erreicht:

„Jedenfalls steht fest, daß die Kirche sofort von der Position Besitz ergriff, welche ihr durch den Erlaß Childeberts eröffnet wurde. Sie veränderte ihr Verhalten gegen das Heidnische: Während sie früher die Christen in Zucht nahm, welche sich an heidnischen Gebräuchen beteiligten, wurde nun ihr Ziel: Ausrottung aller Reste des Heidentums aus dem Lande."[40]

Ausrottung des Heidentums ist aber untrennbar mit Gewalt gegen seine Träger verbunden. Wie mit derartigen Tatsachen umgegangen wird, dafür

---

[39] Hauck, „Kirchengeschichte Deutschlands", a. a. O., Teil 1, Seite 123.
[40] Hauck, „Kirchengeschichte Deutschlands", Teil 1, Seite 124/125.

ein Beispiel: „Freiwillig und ohne Zwang bekannten sich vor der Zeit Karls des Großen zum katholischen Glauben die germanischen Franken . . ."[41])

Trotz der staatlichen Zwangsmaßnahmen dauerte es im Westen des Frankenreiches noch rund 100 Jahre, bis die Reste des Heidentums verschwunden waren, und im Osten noch viel länger. Hauck faßt zusammen: „Nicht eine religiöse Bewegung hat dem Christentum den Weg zum fränkischen Volk geöffnet, und ohne daß eine religiöse Erhebung eingetreten wäre, ist das Christentum im Verlaufe verhältnismäßig kurzer Zeit herrschende Religion unter denselben geworden."[42])

Deutlicher kann es von dieser Seite wohl nicht erwartet werden, denn das Werden einer herrschenden Religion ohne religiöse Bewegung ist nichts anderes als staatlicher Zwang. Wenn Hauck trotzdem von einem „Übertritt des fränkischen Volkes zum Christentum" sprechen kann, so muß das seiner Einstellung zugeschrieben werden.

„Der Übertritt des fränkischen Volkes zum Christentum scheint in der Entwicklung seines religiösen Lebens keinen Einschnitt zu machen, besonders keine Läuterung zu bewirken: die sittlichen Zustände unter Chlodowechs Nachfolgern gleichen einem Chaos."[43])

Völlig zutreffend wird hier das sittliche Verhalten der Menschen mit ihrer Religion in Zusammenhang gebracht, also mit dem, was sie für richtig und für falsch, was sie für gut und böse halten. Um so eigenartiger berührt es, daß offenbar ganz übersehen wird, daß die Aufzwingung eines Glaubens, noch dazu eines fremden, einen inneren Bruch zur Folge haben muß. Und daß dieser sich zum Schlechten auswirkt! Woher denn sonst das sittliche „Chaos"? Selbst der schärfste Gegner der Germanen kann doch nicht behaupten, daß vorher bei ihnen derartige Zustände geherrscht hätten. Im übrigen gingen die neuen geistigen Führer, die Bischöfe, Priester und Mönche, mit schlechtem Beispiel voran, wie die Klagen entsetzter christlicher Schriftsteller jener Zeit beweisen. „Wieviele Glieder der Kirche finde man, die nicht Trunkenbolde, Schwelger, Ehebrecher, Hurer, Räuber, Schlemmer, Diebe oder Mörder seien", fragt Salvian. In dieser Aufzählung fehlt kaum ein Zweig des Verbrechens. Auch Hauck muß zugeben: „Alle Stände, Herren und Knechte, Priester und Mönche, waren dem Laster der Trunkenheit ergeben. Weit schlimmer noch zeigt sich die schrankenlose Herrschaft eines starken Triebes in den zahllosen Verfehlungen gegen die Heiligkeit der Ehe.

---

[41]) „Die katholische Männerwelt", Monatsblatt des Verbandes der kath. Männervereine, September 1940, Seite 34.

[42]) Hauck, a. a. O., Teil 1, Seite 168.

[43]) Hauck, a. a. O., Seite 169.

Der Ruhm der Keuschheit, den die Germanen einst besessen hatten, war in den Zeiten der Merowinger verschwunden.[44])

Das alles ist nicht nur „keine Läuterung", sondern ein nicht zu leugnender Niedergang und Verfall. Geradezu rührend wirken die Versuche Haucks, trotz allem „die Arbeit des Klerus an der religiösen und sittlichen Hebung des Volkes" zu betonen. Rührend und am Ende doch fragwürdig wirkt die Behauptung, daß „die Überzeugung von dem unausgesetzten Einwirken Gottes auf die irdischen Dinge" um sich gegriffen habe, wenn folgender Beweis gegeben wird: „. . . ein dem Bischof Nicetius von Lyon feindlicher Diakon dankt Gott, daß er den Tod des Bischofs erlebt habe. Man kann den Glauben, daß Leben und Sterben in Gottes Hand stehen, nicht stärker aussprechen."[45])

„Man kann" bei solcher Freude auch ganz andere Gründe annehmen.

Bemühungen dieser Art können wir mit Recht bei Seite lassen, denn die Wirklichkeit spricht eine deutliche Sprache. Sie zeigt eindeutig als Kennzeichen jener Zeit ein schrankenloses Machtstreben und eine hemmungslose Gier nach Genuß, zu deren Befriedigung alle Mittel recht sind. Und das religiöse Leben beschränkte sich, da „innere Bewegung" in der Tat fehlte, auf Beachtung und strenge Einhaltung äußerer Formen, in die zum Teil alte heidnische Gebräuche eingebracht wurden. Wie es unter solchen Umständen nicht anders sein konnte, blühte der Aberglaube in unvorstellbarem Ausmaß. So ging bei den Franken der alte Glaube und damit ihr göttliches Erleben zugrunde, ohne daß sie bei dem aufgezwungenen neuen Weg innere Erhebung fanden. Unwiderbringlich verloren waren die „goldenen Tafeln aus Urtagen", und unmöglich geworden war jener Höhenflug aus eigener Art heraus, wie Felix Dahn ihn durch den Mund Merowechs angedeutet hat. Die Franken wurden seelisch entwurzelt.

Auf solchem Boden ging die Kirche dem Siege entgegen, der ihr bei den bestehenden Machtverhältnissen am Ende sicher sein mußte. Gewiß, einzelne Christen sahen mit Schrecken die sittliche Verwahrlosung, die sich im Frankenreich ausbreitete, und sie eiferten in Wort und Schrift dagegen. Manche versuchten eine Besserung von unten her, da sie in der Kirche von oben ernsthaft nicht in Angriff genommen wurde. Mit diesem Bemühen hatte sie jedoch kaum Erfolg, und sie wandten sich der äußeren Mission zu.

Die politische Entwicklung im Inneren des Frankenreiches braucht uns in diesem Zusammenhang nicht weiter zu beschäftigen. Das Reich Chlodowechs wurde aufgeteilt, zusammengefügt und wieder geteilt, je nachdem wie natürliche Erbfolge, Todesfälle im Kampf, nicht zuletzt aber auch Mordtaten und gewaltsame Ausschaltung durch Verweisungen in Klöster es

---

[44]) Hauck, a. a. O., Seite 180
[45]) Hauck, a. a. O., Seite 192

ergaben. Unnötig ist auch eine Behandlung der einzelnen Merowinger, der Theuderichs, Theudeberts, Theudebalds, Chlotochars, Dagoberts, Sigiberts, Childerichs, Childeberts sowie ihrer Frauen, von denen Brunhilde und die berüchtigte Fredegunde am bekanntesten sind. Rund 100 Jahre nach Chlodowech war die Kraft dieses Geschlechts aufgebraucht. Zu Ende gingen auch die schlimmsten Fiebererscheinungen des Umbruchs, ohne daß der unaufhörliche Kampf aller gegen alle einschlief. Neben die Könige der Teilreiche schoben sich allmählich die Hausmeier, die es verstanden, ihr Amt erblich werden zu lassen. Die Könige spielten nur noch die Rolle von Puppen, die dem Volk vorgezeigt, nach Belieben hervorgeholt oder abgestellt wurden. Nach schweren Auseinandersetzungen gelang es am Ende den Hausmeiern des Ostreiches der Franken, die nach ihren Stammvätern die Arnulfinger oder Pippininge genannt werden, die Macht im Gesamtreich zu erringen. Karl Martell (714 bis 741), eine der stärksten Gestalten dieses Geschlechts, regierte ab 737 als erster ohne König. Unter ihm wurde die Macht der Kirche und besonders der Einfluß Roms zurückgedrängt. Die Entwicklung lief in Richtung einer unter staatlicher Aufsicht stehenden fränkischen Kirche. Die Päpste konnten dieses von ihrem Standpunkt aus nur mit Sorge beobachten. Doch bei dem Nachfolger Karl Martells, Pippin dem Kurzen (741—786), vermochten sie sich wieder einzuschalten, als dieser, der zunächst wieder einen Merowinger als König hervorgeholt hatte, diesen abschieben und selbst König werden wollte. Da er genau wußte, daß er gar kein Recht zu diesem Schritt hatte, suchte er die Unterstützung des Papstes. Und es kam zu einer Vereinbarung, die als „Gegengeschäft" bezeichnet werden kann, bei welchem zudem beide Seiten etwas gaben, worüber sie selbst eigentlich gar nicht verfügen konnten, nämlich der Papst die fränkische Königskrone, Pippin den Kirchenstaat, ein Gebiet, welches ihm nicht gehörte. Doch ganz abgesehen von dieser Art politischer Geschäfte — die fränkische Macht hatte dem Papsttum von sich aus eine sehr wichtige Rolle zugewiesen, die Rom wohl zu nutzen wußte. Zunächst mußte sich Pippin dem Papst gegenüber wohl oder übel gefällig erweisen. Doch die fränkische Macht wurde immer größer und damit vom Papst unabhängiger. Da gelang bei Karl, dem Sohn Pippins, ein geschickter Schachzug: Papst Leo III. setzte ihm überraschend die Kaiserkrone auf — und erschien damit wieder als derjenige, der Kronen zu vergeben hatte, also der weltlichen Macht übergeordnet war.

Mit Recht urteilt Felix Dahn:

„Die ‚Verleihung' der Königskrone an Pippin und der Kaiserkrone an Karl durch zwei Päpste sind die furchtbarsten Waffen in dem Kampfe der Theokratie (= wörtlich Gottesherrschaft, hier kirchliche Herrschaft) gegen die Staatsgewalt geworden: was gegen Merowinger Recht (Zusatz: nämlich die Lösung der Treuepflicht der Untertanen), war gegen alle ihre Nachfolger in Frankreich und Deutschland billig: in diesen Tagen, in diesen Vorgängen

liegen ‚Präjudizien' (= rechtliche Vorgänge), auf welche gestützt die Päpste mit bestem Grund die Entziehung und Verleihung von Königskronen, die Entbindung der Untertanen vom Eid der Treue in Anspruch nahmen: ihr Recht in allen Folgefällen stützte sich auf diese Vorgänge. Daß diese freilich völlig rechtswidrig und rechtsunwirksam waren, hat länger als sieben Jahrhunderte nicht geltend gemacht werden können, weil auch die Laien und die Könige das juristische Recht des Papstes kaum zu bezweifeln wagten."[46]

Auf jeden Fall war so der Einfluß der Kirche auf das Reich der Franken gesichert. Es wirkte nicht nur für das Christentum, sondern auch für Rom. Dieses Wirken und seine Folgen werden Gegenstand eigener Untersuchung sein. Hier sollen der Vollständigkeit halber noch die weiteren Herrscher aus dem Hause der Pippininge genannt werden, soweit sie für den deutschen Raum von Bedeutung sind: Auf Karl, genannt der Große (768—814), folgten Ludwig der Fromme (814—840), Ludwig der Deutsche (843—876), Karl der Dicke (876—887), Arnulf von Kärnten (887—899) und Ludwig das Kind (900—911).

Es bleibt noch übrig, einen Blick auf die Änderungen der innerstaatlichen Verhältnisse im Frankenreich zu werfen, weil diese ebenfalls kennzeichnend für die Entwicklung sind: das Königshaus (Merowinger wie Pippininge) gelangte allmählich zu einer Machtstellung, die bei den Germanen unbekannt war und unmöglich gewesen wäre. Das hatte zunächst einen wirtschaftlichen Grund. Den Königen fielen einmal nach Kriegsrecht die durch Eroberungen gewonnenen staatlichen Ländereien zu, dann diejenigen von getöteten oder geflohenen Großen. Außerdem eigneten sie sich die Besitztümer von inneren Feinden an, oft mit recht eigenartigen Mitteln. Da zu jener Zeit der Landbesitz nicht nur Lebensgrundlage, sondern auch die einzige Quelle für Reichtum war, entstand ein gewaltiger Abstand zum Volk. Als Großgrundbesitzer entfernten sie sich aus dem Bauerntum. Zugleich gewannen sie durch Überlassung von Gütern an ihre Getreuen die Möglichkeit, sich eine abhängige und ergebene Gefolgschaft zu schaffen. So schob sich zwischen König und Volk eine neue Schicht, der Dienstadel. Bei der Verteilung von Land kam natürlich auch die Kirche nicht zu kurz, weil ihre Vertreter ja treue Diener des Königshauses waren und bleiben sollten. Zur Zeit Karl Martells hatte die Kirche — man stelle sich das vor — rund ein Drittel des nutzbaren Bodens des gesamten Frankenreiches in Besitz.

Dagegen trat das alte freie Bauerntum immer mehr zurück. Abgesehen von den Verwüstungen in den inneren Kriegen, von denen besonders die Bauern betroffen waren, war der Zwang zur Heeresfolge eine drückende Last. Um ihr zu entgehen, begaben sich viele Bauern freiwillig unter die

---

[46]) Dahn, Urgeschichte . . . a. a. O., Band 3, Seite 862.

Oberhoheit eines Adligen, eines Kirchenfürsten oder eines Klosters. Damit verloren sie ihre Selbständigkeit. So ging eine schwerwiegende innere Umschichtung vor sich.

An Stelle des bisherigen germanischen Volksheeres trat ein königliches Heer, das keinen eigenen Einfluß mehr besaß, sondern zu jeder Zeit und uneingeschränkt dem König oder dem in seinem Namen herrschenden Hausmeier als Werkzeug zur Verfügung stand. Bei diesen Berufssoldaten schwand die Verbindung zum Volk, und sie wüteten gleichermaßen im eigenen wie im feindlichen Gebiet.

Das alte Volksrecht verschwand allmählich. An seine Stelle trat das Königsrecht. Der Herrscher, bisher an die überkommene Rechtsauffassung gebunden, wurde zum Rechtsschöpfer und Rechtswahrer. Zwar konnte damit den neuen Verhältnissen besser und schneller Rechnung getragen werden, doch erhob sich die Gefahr, daß eine haltlose Persönlichkeit zu Willkürmaßnahmen griff.

Von besonderer Bedeutung war die Wandlung der Stellung der Frau. Gegenüber dem Mann wurde sie von einer geachteten Gefährtin zur ergebenen Dienerin, entsprechend den christlichen Lehren. Die Bischöfe stritten sogar darum, ob das Weib überhaupt als Mensch bezeichnet werden könnte (Synode von Macon am 23. 10. 585). Das wurde immerhin zugebilligt. Entsprechend solcher Einstellung verlor die Frau ihren Einfluß im Volk und auf das Volk. Dieser Wandel hatte verheerende Folgen. Manche Frauen, christlich-germanische Frauen, boten den Eindruck „vollendeter Gemeinheit", wie Hauck schreibt, eine Bezeichnung, die angesichts ihrer Taten nicht übertrieben ist. Strenger Kirchenglaube und schändliche Verbrechen bildeten in ihnen eine abstoßende Gemeinschaft.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß wir bei den Franken im Grunde dieselbe Entwicklung finden, wie sie einmal im römischen Reich vor sich gegangen war. Das gilt am Ende auch für die äußere Politik, also für das Verhalten gegen die Nachbarländer. Wie die Römer suchten die Franken ihren Machtbereich auszudehnen, ohne überhaupt noch Bedarf an Land zu haben. Die Herrscher konnten nunmehr sogar mit „gutem Gewissen" vorgeben, daß sie durch „göttlichen Auftrag" dazu verpflichtet wären, das Christentum zu verbreiten, natürlich das einzig wahre, durch Rom vertretene Christentum. Dabei waren sie ihren Nachbarn mit der geschlossenen Macht ihres Staates und mit einem Heer, das sich in erster Linie auf die Kraft fränkischer, also germanischer Männer stützte, fraglos überlegen. Den Nachfolgern Chlodowechs gelang es so, im Süden bis an das Mittelmeer und im Westen bis an die Pyrenäen vorzudringen. Aus Gallien wurde damit das Land Francien. Sie wandten sich ebenfalls nach Osten, gegen die Langobarden in Norditalien und gegen die freien und heidnischen Germanen ostwärts des Rheins.

Verchristung im Raum zwischen Rhein und Elbe/Saale

Die germanischen Stämme in diesem Raum

Das Vordringen des Christentums nach Osten steht in engem Zusammenhang mit der Ausweitung der fränkischen Macht, ja es ist ohne diese nicht denkbar. Somit müssen also zunächst diese äußeren Vorgänge behandelt werden. Vorher soll aber noch ein kurzer Überblick über die ostrheinischen Germanenvölker erfolgen, wie die Geschichtsforschung sie für die Zeit der Entwicklung des Frankenreiches zeigt. Wenn allerdings dieser Überblick nicht restlos klar und eindeutig ist, so liegt das an der Unsicherheit der Unterlagen.[47])

Die Schwaben (Sueben-Alemannen) siedelten beiderseits des Oberrheins. Sie hatten sich schon weit nach Westen vorgeschoben. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts reichte ihr Gebiet von der oberen Maas (Toul, Verdun) im Westen bis an den Lech (Augsburg) im Osten — dieser Teil des heutigen Bayern heißt noch heute „Schwaben" —, weiter nördlich von der Saar bis etwa an die Regnitz (Nürnberg) und bis zur Altmühl (Ingolstadt), und vom Main im Norden bis südlich des Bodensees (Teil der heutigen Schweiz) im Süden.

Die Nachbarn der Schwaben nach Osten hin, und zwar südlich der Donau waren die Bayern (Sueben — Herminonen — Markomannen und Quaden — Bojer — Bajuwaren). Sie hatten sich allmählich von Osten her aus dem damaligen Noricum (heute Niederösterreich, Steiermark, Kärnten) donauaufwärts bis an den Lech ausgebreitet. Zu ihrem Gebiet gehörte ebenfalls ein Teil des heutigen Südtirol (bis Bozen). Den Bayern schlossen sich nach Osten die Ostgoten an, bis diese nach Italien abwanderten. Daraufhin zogen die Langobarden (Sueben) von Norden her in den Raum Pannonien (Ost-Steiermark, Burgenland, Westungarn bis zur Donau, Krain) ein und breiteten sich wahrscheinlich auch in der West-Steiermark und Kärnten aus. Nach dem Zusammenbruch des ostgotischen Reiches im Jahre 555 wanderten die Langobarden nach Italien, wo sie ab 568 ihr Reich

---

[47]) „Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte", völlig neu bearbeitet und herausgegeben von Aloys Meister, 6. Auflage, 1922, Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1. Band, in dem die Arbeiten vieler Forscher ausgewertet sind, zeigt in fast erschütterndem Ausmaß die Widersprüche und Unklarheiten auf.

errichteten. In der Hauptsache blieben sie im Norden des Landes (Lombardei). Damit wurden die Langobarden unmittelbare Nachbarn der Franken im Westen und der Bayern im Norden. Wir erinnern daran, daß das hier genannte Gebiet bis zur Donau lange Zeit zum römischen Reich gehört hatte. Die Bayern und Langobarden fanden also Teile der römischen Mischbevölkerung vor, die im Laufe der Zeit in ihnen aufging. Obwohl nun äußere Kennzeichen dieser Vermischung besonders im Alpenvorland zu sehen sind, erhielten sich die Bayern ihre Sprache und damit ihr Deutschtum, während die Langobarden beides verloren haben.

Kehren wir nunmehr zurück in den germanischen Raum. Nördlich der Schwaben (Alemannen) erstreckte sich zwischen Main und Sieg und nach Osten hin bis etwa an die Fulda das Land der ostrheinischen Franken (Chatten — Hessen). Sie gehörten bereits zum fränkischen Reich und wirkten gleichsam als Keil zwischen den unabhängigen Germanenvölkern.

Nach Norden schlossen sich an die Franken die Sachsen an.

Mit diesem Namen werden ursprünglich Germanenstämme an der Nordsee nördlich der Elbe bezeichnet. Er soll eine Ableitung von „sahs", dem Kurzschwert, sein. Im 5. Jahrh. und späterhin ist „Sachsen" ein Sammelname für eine Vereinigung mehrerer Stämme, unter anderen der Chauken, Cherusker, Angrivarier, Langobarden und Nord-Sueben. Die westliche Grenze des Sachsenlandes lag nicht unmittelbar am Rhein, denn dort lief noch ein Streifen fränkischen Gebietes. Nach Osten hin stieß ihr Land an der oberen Weser an das Reich der Thüringer, während es im Nordosten bis an die Elbe und darüber hinaus (bis zur Eider) reichte. Im Nordsee-Küstenbereich saßen nördlich der Sachsen die Friesen, — ein schon bei den Römern bekannter Name — in einem verhältnismäßig schmalen Streifen, und zwar nach Westen bis südlich der Rheinmündungen, nach Osten bis an die Weser.

Den Schwaben, Franken und Sachsen lag nach Osten vorgelagert das Reich der Thüringer (Sueben — Hermun-Duren). Es reichte im Süden bis zur Donau und im Norden bis etwa in Höhe der Einmündung der Havel in die Elbe. Seine Ostgrenze folgte bis Böhmen wahrscheinlich der Elbe.

Für den Raum ostwärts der Elbe sind die Angaben sehr dürftig. Die Karten zeigen jedenfalls nur die Namen „Nordschweben" im Norden zwischen Elbe und Oder und „Silingen" (aus dem später „Schlesien" wurde) im Süden an der oberen Oder. An der unteren Weichsel findet sich

noch die Bezeichnung „Widiwarier". Dies sind alles germanische Völkerschaften. Der Begriff „slawische Völker" steht zwischen oberer Weichsel und Dnjepr im Raum der Pripjet-Sümpfe.[48])

Dies sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt, da wir uns zunächst lediglich mit dem Gebiet zwischen Rhein und Elbe/Saale beschäftigen.

Die für diesen Raum angegebenen Begrenzungen sind allerdings nicht als starr anzusehen. Sie waren vielmehr je nach dem Druck der einzelnen Stämme fließend. Auch dürfen die oben genannten Völkernamen nicht dahin verstanden werden, als ob es sich um festgefügte, einheitlich geführte Staaten handelt. Der Zusammenschluß war mehr oder weniger lose, und zwar bei den Sachsen loser als bei den Alemannen, bei diesen wieder loser als bei den Bayern. Vielfach hatten die einzelnen Gaue ihre eigene Führung, die auf ihre Selbständigkeit pochte. Somit mußten sich große Schwierigkeiten ergeben, wenn die Völker in Notzeiten zusammengefaßt werden sollten. In dieser Beziehung hatte sich bei den Germanen noch nicht viel geändert.

---

[48]) Putzger, Historischer Weltatlas, Jubiläumsausgabe, Velhagen und Klasing, Berlin und Bielefeld, 1954, 1955, 1961, Seite 39 — Europa um 526.

Ausweitung der fränkischen Macht nach Osten

Der erste Abschnitt dieser Entwicklung dauerte etwa bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Es ist dies die Zeit der „starken" Merowinger, des Königs Chlodowech und seiner ersten Nachfolger. Und man muß in der Tat die Kraft der Franken bewundern, die von ihrem Ausgangspunkt am Rhein in wenigen Jahrzehnten nicht nur ganz Gallien bis zu den Pyrenäen unter ihre Herrschaft brachten, sondern sich gleichzeitig mit Erfolg nach Osten wandten. Hier mußte der erste Zusammenstoß zwangsläufig mit den Schwaben (Alemannen) erfolgen, da diese sich wie die Franken bereits westlich des Rheins befanden und sich ebenfalls nach Gallien hinein ausbreiteten. Durch die schon erwähnte Niederlage bei Tolbiacum (Zülpich) im Jahre 496 wurde den Schwaben der weitere Weg nach Westen und Norden versperrt. Einige Forscher sind übrigens der Ansicht, daß dieser Ort nicht in der Nähe von Bonn liegt, sondern im alemannischen Gebiet in Höhe von Worms, andere wieder nehmen nicht eine, sondern mehrere Entscheidungsschlachten und sogar mehrere Feldzüge an. Mit diesen Widersprüchen brauchen wir uns in diesem Rahmen nicht zu beschäftigen. Auf jeden Fall steht fest, daß die Schwaben den Franken den Raum südlich des Mains bis in Höhe der Neckarmündung und bis zur Kocher und Jagst sowie ostwärts davon überlassen mußten (im heutigen Land Bayern ist dies der Landesteil Franken). Im Westen wurden die Schwaben auf das Elsaß zurückgeworfen, wo später sogar ein eigenes Herzogtum eingerichtet wurde. Im Süden erlitten sie Gebietsverluste im Raum der heutigen Schweiz, damals Rätien, der unter unmittelbare Herrschaft der Franken kam. Damit waren die Schwaben auf ihr rein germanisches Stammland beschränkt — mit Ausnahme des Gebietes zwischen Donau und Lech —, ein Umstand, aus dem ihnen später viel Kraft zufließen sollte. Die weitere Folge dieser kriegerischen und politischen Ereignisse — auch die jetzt eintretende Schwäche des Ostgotenreiches spielt hier eine Rolle — war, daß ganz Alemannien unter fränkische Oberhoheit geriet, ohne jedoch einverleibt zu werden. Die Schwaben erhielten sich vielmehr eine gewisse Selbständigkeit mit eigenem Herzog, angestammtem Recht und mit ihrem Glauben.

Das Reich der Thüringer wurde im Jahr 531 zerschlagen. Nur das Mittelstück zwischen Harz und Thüringer Wald, Saale und Werra blieb als Thüringen bestehen, mußte aber ebenfalls die fränkische Oberherrschaft anerkennen. Der Südteil bis zur Donau wurde fränkisch, der Nordteil vom Harz bis zur Elbe in der Folge von den Sachsen übernommen. Von dem Raum zwischen Saale und Elbe erfahren wir zu unserem Erstaunen, daß dort „die Slawen, besonders die Sorben, einrücken und sich allmählich bis zur Saale vorschieben." Im 5. Jahrhundert sollen sie schon an der Elbe gewesen sein (Gebhardt, a. a. O., Seite 146 und 153). Dies, obwohl die „slawischen

Völker" zu der Zeit noch an der Weichsel wohnen sollen, wie wir oben sahen. Nun, dieser Frage werden wir später nachgehen.

Um das Jahr 540 gerieten auch die Bayern, offenbar ohne kriegerische Ereignisse, in eine lose Abhängigkeit vom Frankenreich.

Mit den Sachsen und Friesen fanden lediglich Grenzkämpfe von geringerer Bedeutung statt. Dabei sind wohl einige Grenzgaue tributpflichtig gemacht worden. Sonst blieben diese beiden Völker unabhängig.

In der Mitte des 6. Jahrhunderts waren also die Grenzen des fränkischen Einflußgebietes nach Osten bis an die Saale und weiter südlich bis nach Niederösterreich an die Enns, nach Karantanien (Kärnten), im Süden bis in die Alpen in Höhe von Bozen vorgeschoben. Doch stand die Macht der Frankenherrscher in den neu unter die Oberhoheit geratenen Herzogtümern der Thüringer, Alemannen und Bayern noch auf schwachen Füßen. Immerhin, der erste Einbruch war erzielt — und es hatten nicht nur wie eh und je Germanen gegen Germanen gekämpft, sondern hier brachte die eine Seite eine neue Welt, das Christentum, mit sich.

Dieses Neue konnte nach außen hin natürlich erst dann in Erscheinung treten, wenn es sich im Inneren durchgesetzt hatte. Das war um diese Zeit noch nicht der Fall. Deshalb griff ja auch der Staat ein und erklärte das Christentum eben um die Mitte des 6. Jahrhunderts zur Staatsreligion, indem er entsprechende Verfügungen und Verbote erließ. Wer heute übrigens derartige Mittel auf dem Gebiet des Glaubens ablehnt, der möge sich daran erinnern, daß Gleiches auch noch im 20. Jahrhundert in manchen Ländern der Fall ist — wo die Kirche die Macht dazu hat.

Damals gelang es zunächst nicht einmal, diese Gesetze bei den mehr germanischen Teilen des Frankenreiches durchzusetzen, also im belgischen Raum im Norden, am Rhein und besonders ostwärts des Rheins, und noch viel weniger bei den anderen Germanenvölkern. Nicht einmal bei den Bayern, obwohl deren Herzöge seit dem Jahr 555 offenbar schon christlich waren. Zum mindesten hatte der Herzog Garibald eine christliche Frau aus dem Frankenreich. Den Germanen war schließlich ein äußerer und staatlicher Eingriff in ihr seelisches Erleben etwas ganz Ungewohntes.

Bei Felix Dahn finden wir über die Bekehrung der Germanen eine allgemeine Betrachtung: „Die heidnischen Germanen lassen fast ohne Ausnahme die christliche Propaganda lange Zeit ungestört gewähren. Der Polytheismus (Vielgötterei, Glaube an eine Vielzahl von Göttern) kann tolerant (duldsam) sein und ist es meist: er erkennt die Existenz der Götter anderer Völker an: gewiß wird kein Germane gestraft, der in römischem Waffendienst den Jupiter und Mars kennengelernt hatte und auch in die Heimat zurückgekehrt jenen offenbar so mächtigen, Sieg verleihenden Göttern neben Wotan und Ziu Opfer brachte. Nun hatte Rom einen anderen Gott angenommen: unverwehrt blieb es den Goten, diesen neuen

Gott zu ehren. Dazu kam, daß bei den Germanen nicht wie bei den Juden, Kelten, zum Teil auch bei den heidnischen Römern ein herrschsüchtiger, macht- oder (bei den Römern) doch einflußreicher Priesterstand waltete, der an der Fernhaltung jeder Propaganda ein Lebensinteresse gehabt hätte. Endlich: die nur schwach erst entwickelte Staatsgewalt hatte nach germanischer Anschauung zunächst gar keine Zuständigkeit, die Verbreitung neuer Lehren an sich zu hemmen oder zu strafen.

Nur unter zwei Gesichtspunkten konnte, ja mußte auch der damalige Germanenstaat einschreiten:

Einmal, wenn die Christen mittelbar oder wenn sie zweitens unmittelbar den Staat bedrohten oder schädigten: beides taten sie fast ohne Ausnahme in jedem Fall der Propaganda.

Nicht nur weigerten sie die Naturalbeiträge zu den Götterfesten, Opfer, welche mit dem Thing verbunden, zugleich politische Bedeutung hatten und die nationale Zusammengehörigkeit im gemeinsamen Kult der Stammesgötter zum Ausdruck brachten — sie gingen angreifend vor. Der Eifer der fremden Priester und deren Neubekehrten schalt laut die alten Volksgötter, Götzen, Lügengötter (galiuga-guds), leugnete ihre Existenz oder — häufiger — erklärte sie für böse Geister, Dämonen, Teufel. Sie verbrannten die Haine und Holztempel, zerschlugen den Heiden ihre Götterbilder, hemmten mit Gewalt ihre Opfer.

Kein Zweifel, daß dadurch die Götter furchtbar beleidigt wurden, und kein Zweifel, daß sie, blieb solcher Frevel ungestraft, Recht und Neigung hatten, durch Unsieg, Mißwuchs, Hunger, Seuchen, Elementargewalten König und Volk zu strafen, welche solche Gotteslästerung duldeten.

Beleidigung der Götter ist daher mittelbar Bedrohung des Staates: der König darf sie nicht dulden: wenn der König in anderen Fällen nach offenbaren Zeichen des Götterzorns in Unsieg, Mißwuchs usw., falls das Verbrechen oder der Verbrecher unentdeckt bleibt, um deswillen die Götter grollen, sich selbst als Opfer darbringen muß, um die Götter zu versöhnen, so springt in die Augen, daß er die volkskundigen Götterbeleidiger hemmen und strafen muß — aus gleichem Grunde.

Zweitens aber konnte auch unmittelbarer Landesverrat der Christen kaum ausbleiben: kam es zur Reibung mit den Heiden, so riefen naturgemäß die Christen ihre Lehrer und Freunde, Glaubensbrüder, die Römer, ins Land, auch um den Preis der Freiheit Schutz ihres Bekenntnisses erkaufend.

Den Römern aber — hieß der Imperator Tiberius oder Constantin, betete er zum Jupiter des Capitols oder zu den Heiligen oder gar zu niemandem — war immer und blieb ein Hauptvergnügen und Hauptmeisterstück der Politik, Zwietracht unter den Germanen zu säen oder die ohnehin stets üppig wuchernde zu fördern und in Unterstützung der schwächeren Partei die stärkere zu vernichten, dann aber durch die Schützlinge zu knechten.

Und nun war ja diese Politik des Völkermords vollends ein frommes, Gott und den Heiligen gefälliges Werk geworden: die Vernichtung oder die Zwangstaufe der germanischen Heidenschaft und Freiheit sicherte, wie die Herrschaft auf Erden, so zugleich die ewige Seligkeit im Himmel.

Da diese Motive und Vorgänge sich bei allen Germanenbekehrungen zu wiederholen pflegen (ganz ebenso übrigens im Verhältnis des katholischen Bekenntnisses zu dem arianischen: man hat nur statt Heiden „Ketzer" und statt Christen „Rechtgläubige" zu setzen), werden sie hier ein für allemal erörtert: in späteren Fällen genügt dann die Verweisung auf diese Darstellung."[49])

In der Tat wiederholen sich diese Vorgänge bei allen „Bekehrungen", nicht nur bei den Germanen. Und wenn es um die Macht des „alleinseligmachenden" Bekenntnisses geht, erklären noch heute — im 20. Jahrhundert — Vertreter der Kirche einen Krieg als Recht und sogar als Pflicht. So äußerte Kardinal Frings auf dem Katholikentag 1950:

„Nach den Gedanken des Hl. Vaters ist also eine Kriegführung, die gegen das Unrecht gerichtet ist, nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht aller Staaten . . . Der echte Frieden kann nur auf der Gottesordnung beruhen. Wo immer diese aber angegriffen wird, müssen die Völker auch mit Waffengewalt die gestörte Ordnung wiederherstellen."[50])

Solche Äußerungen eines kirchlichen Würdenträgers verstehen sich doch so, daß „Unrecht" eben das ist, was irgendwie der Kirche entgegensteht, ebenso wie die angesprochene „Gottesordnung" diejenige ist, die die Kirche vertritt. Es hat sich also grundsätzlich nichts geändert.

(In diesem Zusammenhang sei auf das Buch „Kreml und Vatikan" von Wilhelm Leonhardt, Pfeiffer-Verlag, Hannover, 1965, verwiesen, in dem die Jahrhunderte lange Politik Roms gegenüber Rußland behandelt wird.)

Noch ein Wort zu den Ausführungen Dahns: Seine Ansicht über das Verhältnis der Germanen zu ihren Göttern, insbesondere über das günstige oder ungünstige Einwirken der Götter auf das Schicksal, steht im Widerspruch zu dem, was wir früher über diese Einstellung erfuhren. Es sind dies neuere Erkenntnisse, die Dahn noch nicht wissen konnte. Es kann sich aber auch um spätere Verfallserscheinungen handeln und zwar gerade bei jenen Germanen, die mit dem Römer- und Christentum in Berührung gekommen waren. Doch abgesehen davon: wer auch immer sich damals — und heute — über derartig einfältige Ansichten über das Göttliche belustigen und sie als rückständig verspotten sollte, der Christ hatte damals — und hat heute — keinerlei Anlaß und Recht dazu. Sein Gott-Jahwe lohnt

[49]) Dahn: Urgeschichte, a. a. O., 1. Band, Seite 425—427.
[50]) Neue Zeitung vom 24. 7. 1950.

und straft mindestens in demselben Ausmaß, sogar bis über den Tod hinaus. Er spricht darüber hinaus höchstselbst davon, wie „sein Buch" zeigt. Und auch seine Priester verkünden es nach wie vor von den Kanzeln. Besonders den Deutschen wird es nach den politischen Rückschlägen der letzten Jahrzehnte in die Ohren gerufen: das ist die Strafe Gottes! In diesem Sinne fordert die Denkschrift der Evangelischen Kirche Deutschlands im Jahre 1965, daß die aus den Ostgebieten vertriebenen Deutschen ein „Ja zum Gericht Gottes" sprechen! Auch die Juden müssen sich sagen lassen, daß ihre Leiden unter dem Nationalsozialismus „Erfüllung der Gerichte Gottes" waren, wie das zum 2. Vatikanischen Konzil 1965 von Katholiken herausgebrachte Buch „Verschwörung gegen die Kirche" feststellt. Nun, bei dem Glauben an einen persönlichen Gott kann es schließlich gar nicht anders sein.

Im 6. Jahrhundert scheinen die Germanen innerhalb wie außerhalb des fränkischen Reiches keine Veranlassung gesehen zu haben, den neuen Glauben freiwillig anzunehmen, obwohl dies von den Königen gewünscht wurde. Zwangsmittel, wie sie alsbald einsetzten, konnten natürlich auch damals keine echte und ehrliche innere Umstellung bewirken. Allenfalls wurde ein äußeres Bekenntnis abgelegt. Dementsprechend bezogen sich auch die staatlichen und kirchlichen Gebote und Drohungen auf Äußerlichkeiten: Die Menschen sollten sich taufen lassen, sie sollten den Sonntag „heiligen", indem sie keine Arbeit verrichteten (gleiche „Vergehen" mit gerichtlichen Strafen gibt es im 20. Jahrhundert), sie sollten die kirchlichen Ehegesetze einhalten. Hand in Hand damit gingen Maßnahmen zum Schutz und zur Hervorhebung der Priester, wodurch ein Bruch in der gesellschaftlichen Ordnung hervorgerufen wurde, da es bei den Germanen einen solchen Stand ja bisher nicht gegeben hatte und da nunmehr auch Unfreie und Volksfremde diesen Beruf ergreifen konnten. Kirchen und Klöster erhielten eine Sonderstellung, indem sie zu Asylen erklärt wurden. In ihrem Bereich hatte jeder, auch der Verbrecher, Zuflucht, in der er nicht weiter verfolgt werden durfte. Man kann sich vorstellen, welche verheerenden Folgen für die rechtlichen Verhältnisse dieses Vorrecht hatte. Strenge Strafen sorgten für Einhaltung der Gebote: Geldstrafen in einer Höhe, daß die Bauern sie kaum aufbringen konnten (dann folgte Entzug der Freiheit), Prügel, Verknechtung, Tod. Die häufige Wiederholung der Befehle und Drohungen zeigt, daß die Erfolge trotz allen Zwanges sehr zu wünschen übrig ließen. Dies war die eine Seite des langsamen Vorrückens des Gewissenszwanges.

Ein anderes Mittel war das Vorschieben christlicher Stützpunkte. Es wird am Beispiel Schwabens (Alemanniens) besonders deutlich, das von Süden (Bregenz, Konstanz, St. Gallen), von Norden (Würzburg) und von Westen, wo in erster Linie Luxeuil als Ausbildungsstätte für Missionare zu nennen ist, von Klöstern, Missionen und Bischofssitzen umgeben wurde. Von diesen

Plätzen aus zogen Scharen von Wanderpredigern zu den Heiden. Da sie unter dem Schutz des Frankenkönigs standen, konnte ihnen der Zugang nicht verwehrt werden. Doch auf diese Weise konnte die neue Lehre keinen Boden gewinnen. So war es nicht nur bei den Alemannen, sondern auch bei den anderen Stämmen.

Westlich des Rheins sah es jedoch anders aus. Hier hatte die Kirche sich mehr und mehr durchgesetzt und konnte darauf dringen, daß stärkere Mittel angewandt wurden, zunächst einmal gegen die heidnischen Franken selbst. Im Norden, in den fränkischen Grenzgebieten am Rhein, begann der Missionar Amandus seine Tätigkeit (um das Jahr 625). Die Heiden ließen ihn zwar gewähren, doch sein Mühen blieb fruchtlos. Da verschaffte er sich den Befehl zur Zwangstaufe, mit anderen Worten, die staatlichen Stellen wurden veranlaßt, die Menschen mit Gewalt zur Taufe zu zwingen. Gleichzeitig wurden die heidnischen Heiligtümer zerstört. Diese Art der „Bekehrung" griff auch zu den freien Friesen über. Im Grenzgebiet wurde in Utrecht eine Kirche gebaut (636). Gefangene wurden umgeschult, Knechte und Unfreie freigekauft und zu Christen gemacht. Kinder wurden mitgeführt — sie sollen zum Teil auch gekauft worden sein — und christlich erzogen. Von diesem Verfahren wird auch später immer wieder berichtet, es scheint also anerkannt und beliebt gewesen zu sein. Nun, hiermit wurden nicht nur einzelne Seelen gewonnen, sondern Glaubensboten herangezogen, die später bei ihren Stammesbrüdern besser wirken konnten als Fremde. Also eine kluge, eine „gottgefällige" Maßnahme, auch wenn sie uns heute nicht als hochstehend erscheinen will. Auf der anderen Seite aber — ist die Einflußnahme auf unmündige Kinder heute anders zu bewerten?

Den Beginn der Verchristung der freien Germanen können wir also in die ersten Jahrzehnte des 7. Jahrhunderts legen. Bei den Friesen war der Erfolg allerdings nicht von Dauer. Sowie der äußere Druck nachließ — und er konnte nicht aufrechterhalten werden, da die Franken ihre Kräfte für innere Auseinandersetzungen brauchten —, brachen die Friesen vor, zerstörten die Kirchen und verjagten die Priester. Entmutigt verließ Amandus dieses Land. Später (647) ließ er sich noch einmal widerstrebend als Bischof in Maastricht einsetzen. Aber nach drei Jahren legte er dieses Amt nieder und zog sich zurück.

Um die Mitte des 7. Jahrhunderts, in einer Zeit der Schwäche des Frankenreiches, gewannen auch die ihm bereits angegliederten Germanenvölker ostwärts des Rheins wieder größere Unabhängigkeit. Dies geht aus den Gesetzessammlungen jener Zeit hervor, die, wenn auch nicht als völlig zuverlässige Quellen anzusehen, nur einen gewissen fränkischen Einfluß erkennen

lassen, sonst aber die Selbständigkeit der Stammesherzöge zeigen. Das Land Thüringen unter dem christlichen Herzog Radulf verbündete sich mit Sachsen und östlichen Völkern und warf im Jahre 640 die fränkische Herrschaft ab. Entsprechend gewann dort das Heidentum wieder an Boden. Von den Bayern und Alemannen heißt es, daß sie noch „fast ganz heidnisch" (Hauck) waren. Nicht viel anders sah es bei den ostrheinischen Franken, den Hessen, aus. Karantanien (Kärnten) war unter die Herrschaft der Slowenen und Kroaten gekommen, die von den Awaren verdrängt worden waren.

In dieser Zeit beschränkte sich die christliche Mission auf die Arbeit einzelner Männer. Dabei ist es eigenartig, daß dies selten Mitglieder der fränkischen Kirche waren, sie kamen vielmehr aus England (iro-schottische und angelsächsische Mission). So erschien im Jahre 677 Wilfried, ein Priester aus York, bei den Friesen. Der Gaufürst Aldgisl ließ ihn frei umherziehen und predigen. In dem einen Jahr seiner Tätigkeit soll er sogar Erfolge erzielt haben — und zwar weil die Ernte gut war und der Fischfang gute Ergebnisse erbracht hatte! Später wirkte der angelsächsische Mönch Wicbert bei den Friesen. Welche Erfolge den Missionaren jener Zeit zugeschrieben werden, ist nebensächlich, denn sie müssen recht kurzlebig gewesen sein. Schon bei dem Nachfolger Aldgisls, Ratbod (679—719), gab es bei den Friesen nur geschlossenen Widerstand gegen das Christentum.

Allerdings wäre es falsch, aus den geringen Erfolgen der Verchristungsversuche dieses 7. Jahrhunderts den Schluß zu ziehen, daß sie spurlos an den Germanen vorübergegangen wären. Die Überzeugung der christlichen Glaubensboten, mag sie ehrlich oder nur vorgetäuscht gewesen sein, kann bei den Germanen ihren Eindruck nicht verfehlt haben, zumal in der Verbindung mit der hinter ihnen sichtbaren Macht der Franken. Alle diese neuen Begriffe, der Christengott mit seiner Allgewalt, die „Sünde", die Demut, die Verleugnung der eigenen Kraft, dafür die Zusage einer „Gnade von oben", bei der der Mensch ohne eigenes Zutun auf das Belieben jenes „Gottes" warten mußte, die „Erlösung", die Schrecken des „jüngsten Gerichts" und der „Hölle", dazu die Verdammung aller bisher tragenden Werte, die Verteufelung der alten göttlichen Begriffe, all das war doch eine Umwertung aller Werte, die sich aber — unaufhörlich vorgebracht und wiederholt — auf die Dauer auswirken mußte. — Wer die Arbeit und die Erfolge der heutigen Propaganda, ganz gleich auf welchem Gebiet, kennt, der kann sich gut vorstellen, wie es damals vor sich ging. Das Mindeste, was erreicht wurde, war eine innere Unsicherheit. Diese Unsicherheit aber ist schon ein Bruch in der Persönlichkeit und führt, wenn sie bei vielen auftritt, zum Riß in der Gemeinschaft. Sie weiter auszunutzen, den einzelnen Menschen mehr und mehr aus der Gemeinschaft zu lösen, ihn zu „atomisieren", also auf sich allein zu stellen, ihn dann in seinen Zweifeln und in

seiner — ebenfalls geförderten — Lebensangst umzuformen und unter Darbietung neuer Werte an sich zu fesseln, das dürfte für geschickte Leute — damals wie heute — keine Schwierigkeit sein. In der Tat zeigten sich bei den Germanen bald Zersetzungserscheinungen — Folgen der Arbeit dieses Jahrhunderts.

Pippin der Mittlere

Zunächst fehlte für viele noch ein gewichtiger Grund, sich der neuen Lehre anzuschließen: der persönliche Vorteil. Aber das sollte sich bald ändern. Mit der inneren Erstarkung des Frankenreiches, die sich gegen Ende des Jahrhunderts vollzog, wurde auch der Druck stärker. Die Arnulfinger (Pippininge) setzten sich im Ostteil des Reiches als Hausmeier durch. Mit eiserner Hand fügten sie und hielten sie das Frankenreich zusammen und richteten seine geballte Kraft nach außen, zu neuen Eroberungen. Pippin der Mittlere (687—714) machte den Anfang. Man kann das auch so ausdrücken: „Nach der politischen Neuordnung des Westens, die von dem tatkräftigen Princeps der Franken anscheinend ohne große Schwierigkeiten erreicht wurde, stand Pippin vor der schweren Aufgabe, die germanischen Stämme für das Reich zurückzugewinnen."[51])

Das ist doch wohl ein eigenartiger Standpunkt, denn was hatten die Friesen, Sachsen, Thüringer, Alemannen und Bayern im Grunde mit dem Reich der Franken zu tun? Und was heißt „zurückgewinnen" bei den Friesen und Sachsen, die bisher nicht einmal in einem losen Abhängigkeitsverhältnis zu den Franken gestanden hatten? Pippins erster Schlag galt gerade den Friesen. Im Jahre 689 eroberte er Westfriesland. Unter dem Schutz fränkischer Waffen zogen neue Missionare von Utrecht her in das Land. Unter ihnen befand sich Willibrord, der später als „Apostel der Friesen" bezeichnet wurde. Mit welchem Grund, ist eigentlich nicht ersichtlich, denn zu seiner Zeit ist das Christentum kaum über Westfriesland hinausgekommen.

690 wandte Pippin sich gegen die Bayern und stellte das frühere Abhängigkeitsverhältnis wieder her. Von Seiten der Führung dieses Stammes (Agilolfinger) wurde auch der Verchristung kein Widerstand entgegengesetzt. Rupert (Ruprecht), der „Apostel der Bayern" zog langsam durch das Land, gründete Klöster und schuf die ersten Stützpunkte.

691 zog Pippin gegen die Alemannen unter Herzog Gotofrid (Gottfried), um auch dieses Land wieder fest unter seine Botmäßigkeit zu bekommen. Das gelang ihm nicht.

Kaum hatte der unmittelbare Druck der Franken bei den Friesen nachgelassen, erhoben sie sich und warfen mit den Franken auch die Priester aus dem Land. Im Jahre 695 wurde Utrecht wieder zerstört. Ein Jahr später erschien Pippin mit seinem Heer zum Strafgericht. Er besiegte die Friesen

---

[51]) Handbuch der deutschen Geschichte, Band 1, Abschnitt 2, Das Frankenreich, von Franz Steinbach, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion Dr. Albert Hachfeld, Konstanz, ohne Jahr).

und nahm Westfriesland erneut in Besitz. Nun konnte auch die „Bekehrung" wieder Erfolge verzeichnen. Das war die Zeit, in der Willibrord sich als „Apostel" fühlen konnte. Um 700 meldete er, daß Westfriesland christlich sei. Nach den Zahlen seiner Täuflinge mochte diese Ansicht berechtigt sein. Was aber die Menschen zur Taufe veranlaßte, war nackter Zwang, denn die Annahme der Taufe war Voraussetzung dafür, daß sie Leben und Besitz behielten. Die Taufe selbst war nichts anderes als ein unter bestimmten Formen und Formeln geübter äußerlicher Akt. Von einer Bekehrung im Sinne des Wortes, die schließlich eine innere Umwandlung bedeutet, konnte nicht gesprochen werden, ebenso nicht von einer inneren Überzeugung, zu der wiederum mindestens ein Wissen über das betreffende Glaubensgut gehört. Hier ist es bezeichnend, daß erst rund 100 Jahre später der Priester Alkuin vorschlug, die Täuflinge vorher wenigstens in die christlichen Grundgedanken einzuführen. Falls übrigens Menschen des 20. Jahrhunderts diese Art der Glaubensverbreitung für sittlich nicht einwandfrei halten, mögen sie sich überlegen, ob die Taufe von unmündigen Säuglingen grundsätzlich anders zu bewerten ist.

Nachdem Westfriesland für die Kirche gewonnen war, wollte der Apostel Willibrord das Christentum auch im freien Teil des friesischen Landes verbreiten. Äußere Hindernisse gab es nicht mehr, da Ratbod diesen Wunsch nicht ablehnen konnte. Aber da in Mittelfriesland keine fränkische Waffenhilfe zur Stelle war, blieb jeder Erfolg aus. Willibrord gab es auf und segelte weiter zu den Dänen. „Aber auch hier fand er steinichten Boden" (Hauck). Da kehrte er zurück. Und: „was er nicht vermocht hatte, sollten dänische Glaubensboten versuchen; er nahm eine Zahl dänischer Knaben mit sich, um sie für die Predigt unter ihrem Volk auszubilden." (Hauck, a. a. O., Teil 1, Seite 441)

Da er es auf der Heimfahrt sehr eilig hatte, muß angenommen werden, daß diese Mitnahme von Kindern nicht im Einvernehmen mit seinen dänischen Gastgebern erfolgt war — Willibrord schuf sich in Echternach, also in Franken und nicht in seinem Missionsgebiet Friesland, eine Schule zur Ausbildung von Missionaren.

Ratbod mußte sich unter dem Zwang der Lage dareinfinden, mit den Franken ein erträgliches Verhältnis zu erhalten, wollte er nicht Gefahr laufen, noch mehr Land und Menschen zu verlieren. So lange Pippin herrschte, hielt er Ruhe und gab sogar seine Tochter Teutsinda dem Sohn Pippins, Grimoald, zur Frau.

In diesen Jahren wurde auch Thüringen wieder fest in das Frankenreich eingefügt. Hier führten irisch-keltische Missionare die Arbeit für das Christentum fort. „Daß ihre Arbeit nicht vergeblich war, ist unbestreitbar: sie erreichten, daß Thüringen im beginnenden 8. Jahrhundert für ein christ-

liches Land galt; freilich war das Heidentum noch keineswegs ausgerottet" (Hauck). Wahrscheinlich waren Franken und Priester hier genau so vorgegangen wie bei den Friesen, und die Verchristung war genau so äußerlich. Über die Vertreter des neuen Glaubens erfahren wir: „Das Bild, das von den kirchlichen Zuständen Thüringens im beginnenden 8. Jahrhundert entworfen wird, ist ebensowenig erfreulich als das der übrigen deutschen Länder: der Klerus verkommen und zuchtlos, in der Ausrichtung seiner Amtspflichten ohne Treue und Gewissenhaftigkeit . . ."

„Das Volk, auch wenn es am christlichen Bekenntnis festhielt, war halb in das Heidentum zurückgefallen: man verehrte wieder die alten Götter. ohne daß man doch den Christennamen aufgegeben hätte . . ."

Das Christentum „war nirgends zu einem reinen und definitiven (endgültigen) Erfolge gelangt." (Hauck, a. a. O., S. 386, 387, 388)

Diese wenigen Worte verraten, wie weit die Heuchelei vorgeschritten war. Solchen Vertretern hätten sich die Germanen früher nicht unterworfen.

Die Sachsen, die sich inzwischen weiter nach Westen ausgebreitet hatten, scheinen die einzigen gewesen zu sein, die sich mit Gewalt gegen jede Mission wehrten. Vielleicht hatten sie die Verbindung der Mission mit dem mächtigen Feind im Süden und Westen erfaßt. Zwei Missionare, die sich in ihr Land gewagt hatten, wurden im Jahre 695 erschlagen. 710 (oder 713) wurden Priester aus dem Gebiet der Brukterer vertrieben.

In Hessen (Rhein-Main-Gebiet) wurde die Verchristung vorangetrieben, indem christliche Franken aus dem Raum westlich des Rheins angesiedelt wurden.

Die Schwaben (Alemannen) waren einige Jahre in Ruhe gelassen worden. Es heißt, daß Pippin sich nicht an Herzog Gotofrid „gewagt" habe. Nach dessen Tode unternahm Pippin in den Jahren 709 bis 712 noch vier Kriegszüge gegen die Alemannen, auch jetzt ohne bleibenden Erfolg. Über die Verbreitung des Christentums bei diesem Stamm schreibt Hauck recht vorsichtig: „Die Bekehrung der Alemannen war im beginnenden 8. Jahrhundert noch weit davon entfernt, vollendet zu sein." (Hauck, a. a. O., S. 346)

Im Jahre 714 starb Pippin der Mittlere. Um seine Nachfolgerschaft setzten innere Kämpfe im Frankenreich ein. Aus ihnen ging Karl, der später den Beinamen „der Hammer" (Martell) erhielt, als Sieger hervor. Ratbod, der Friese, nutzte die Schwäche der ersten Zeit aus: im Jahre 715 nahm er Westfriesland wieder in Besitz und vertrieb die Franken und die Priester. Die christlichen Kirchen wurden zerstört und heidnische Heiligtümer errichtet. Willibrord verschwand. Im Jahre 716 drang Ratbod bis Köln vor und besiegte Karl, kehrte aber nach Friesland zurück, ohne den Sieg auszunutzen. In diesem Jahr erschien der englische Missionar Wynfried, der spätere Bonifatius, bei Ratbod. „Dieser Wynfried, ein fanatischer Angelsachse, hatte in

Deutschland, wie wir schon sahen, mit der Mission unter den Friesen begonnen, gerade zu einer Zeit, wo die Friesen angriffsweise gegen die Franken vorgingen und den Rhein hinaufkamen bis unter die Mauern von Köln. Das war natürlich nicht der richtige Augenblick für eine Heidenmission; dieser mußte der Weg, wie überall in Germanien, erst mit dem fränkischen Schwert gebahnt werden."[52]

Es ist eigentlich unverständlich, daß Ratbod ihn nach seinen Erfahrungen überhaupt aufnahm und arbeiten ließ. Auf jeden Fall hatten die Friesen kein Ohr für ihn, und Wynfried kehrte zunächst nach England zurück.

[52] v. Hofmann, a. a. O., Seite 297.

Karl Martell

Karl Martell (714—741), eine der stärksten Gestalten des Arnulfinger-Geschlechts, war nicht der Mann, solche Rückschläge hinzunehmen. Es gelang ihm bald, seine Stellung zu festigen. Danach ging er an die Vereinigung — wie er sie verstand — im Raum ostwärts des Rheins. Er war klug genug, hierzu neben der Kraft der fränkischen Waffen auch die Macht der Kirche einzusetzen. „Die werdende Dynastie der Arnulfinger und die Expansionskraft der angelsächsischen Kirche schlossen eine Art Bund miteinander; sie arbeiteten sich gegenseitig in die Hände. Ohne die Waffen der Franken, speziell der austrasischen Franken (Ostfranken), war auch die angelsächsische Mission aussichtslos. Dafür, daß den Germanen im Grunde das Christentum mit brutalster Gewalt aufgezwungen wurde, gibt es wohl keinen bündigeren Beweis als ihn die Sachsenkriege Karls des Großen lieferten."[53])

Andere derartige Beweise sind die Kriege gegen die Friesen, Alemannen und Thüringer.

Zwischen 717 und 719 sicherte Karl die fränkische Stellung in Thüringen, indem er dort die herzogliche Gewalt abschaffte und einen fränkischen Grafen einsetzte. Gleichzeitig begann erneut die Verchristung. Sie wurde ebenfalls in Hessen vorangetrieben. Auch Hessen wurde zunächst militärisch gesichert.

Als Hauptfeind sah Karl mit Recht die Sachsen an. Sie hatten die Aufstände ihrer Nachbarn gegen die Franken stets tatkräftig unterstützt und waren noch 716 im Verein mit den Friesen über den Rhein in Richtung Maas vorgestoßen. Karl vertrieb sie vom Niederrhein und unternahm einen Strafzug bis zur Weser (718). Verwüstung, Raub und Brand begleiteten ihn. 722 und 724 folgten weitere Kriegszüge. Sie zeigten die Überlegenheit der Franken in militärischer Beziehung und stärkten mittelbar die fränkische Stellung in den immer noch unruhigen sächsischen Nachbarländern.

Die Friesen wurden aus Westfriesland verjagt. Ratbod starb 719. Sein Nachfolger Bobo (Popo) setzte den Widerstand fort. Jetzt erschien auch Bonifatius nach kurzem Aufenthalt in Thüringen wieder bei den Friesen. Auch Willibrord tauchte wieder auf, begleitet von Scharen seiner Helfer. Unter dem Schutz der Franken konnten sie in Westfriesland erneut erfolgreich wirken. Von dort aus versuchten sie, auch in den freien Teil Frieslands einzudringen.

Zur Kennzeichnung des fränkisch-christlichen Vorgehens folgen wir Felix Dahn:

„Dort waren an der friesischen Grenze die noch freien und heidnischen Friesen unter ihrem Herzog Bobo (Popo) in sehr begreiflicher Erregung:

---

[53]) v. Hofmann, a. a. O., Seite 284.

von dem 722 den Franken wieder unterworfenen Westfriesland aus drohte ihnen unablässig Gefahr für Glauben und Freiheit zugleich. Ganz systematisch, planmäßig gingen Frankentum und Christentum gegen sie wie gegen die Sachsen vor: zuerst begann man gar friedlich mit der Bitte um Verstattung der Predigt des neuen Glaubens; war diese gewährt und eine Zahl von Bekehrten gewonnen, die sich dann gewissermaßen selbstverständlich dem nächsten fränkischen Grenzgrafen unterwarfen, so schritt man alsbald zur Niederbrennung der Heiligtümer der noch heidnischen Nachbarn weiter, unter dem Schutz der fränkischen Waffen. Dieser langsamen, aber unaufhaltsam vordringenden Unterwerfung und Bekehrung zugleich widersetzte sich dann freilich das in Freiheit und Glauben bedrohte Volk in wilden Schlägen des Zornes: die Eindringlinge, welche zuerst das Gastrecht erbeten und dann mit frevler Hand die Heiligtümer des Volkes zerstört hatten, den Zorn der Götter auf das ganze Land, wo solche Schändungen der Weihtümer geschahen, herabziehend, wurden — sehr gerechtermaßen — erschlagen, vertrieben, die abgefallenen Nachbarn, welche es mit den Franken hielten, bekriegt, auch die nächsten fränkischen Gaue zur Rache verheert. Aber auf die Dauer konnten solche wilden Taten der Abwehr, der Rache, welche natürlich alsbald fränkische Wiedervergeltung und die Hinausschiebung der fränkischen Burgen und Marken — behufs Sicherung — zur Folge hatten, den unvermeidlichen Sieg der ganz unvergleichlich überlegenen Kultur- und Waffenmacht der christlich-fränkischen Welt nicht verhindern.

Diese Dinge werden unten im Zusammenhang dargestellt werden: hier genügt es, die falsche Ansicht zurückzuweisen, die ‚Angriffe der Heiden hätten die Unterwerfung und Bekehrung derselben dem Frankenreich zu seiner Selbsterhaltung aufgenötigt! Das heidnische Lamm trübte dem fränkischen Wolf das Wasser! Was hätten die Friesen und Sachsen dem gewaltigen Frankenreich anhaben mögen, auch wenn sich alle ihre Gaue zum Angriff verbündet hätten? Nun lebten sie aber — jeder der beiden Stämme — in der altgermanischen Verfassung der Gauzersplitterung: nicht einmal gegenüber den erwürgenden Griffen Karls des Großen, in ihrem letzten Todeskampf um Freiheit, Recht und Väterglauben haben sich die sächsischen Gaue d a u e r n d zu einigen verstanden. Freilich, die christlichen Heiligenleben gehen immer und die fränkischen Chronisten gehen oft aus von den grimmigen Einbrüchen der heerenden Heiden über die Grenzen, zu deren Abwehr die Franken herbeieilen müssen: was aber diesen Einbrüchen vorhergegangen war und sie hervorgerufen hatte — die Tätigkeit der Missionare und der von ihnen Bekehrten im Heidenland, der Abfall zu den Franken, die Schändung, Umstürzung, Verbrennung der Weihtümer, die Störung der heiligen Opferfeste — davon schweigen sie: oder wenn sie solche Taten der Bekehrer anführen, um deren Mut und die Mirakelhilfe der Heiligen zu preisen, dann finden sie es in naivem Staunen ganz unerhört,

daß die Heiden solchen Frevel nicht ruhig hinnehmen. Es ist ein tragisch erschütterndes Schauspiel, diese verzweifelte Verteidigung der Freiheit des Volkes und der alten geliebten Götter gegen die an Waffen und Kultur erdrückend überlegenen Unterjocher und Vergewaltiger des religiösen Gewissens. Die Vorteile, welche die christlich-fränkische Kultur brachte, haben erst gar manches Menschenalter nach der blutigen Taufe fruchten können."[54])

Über die von Dahn erwähnten „Vorteile" werden wir später mehr erfahren. Im übrigen gelten seine Darlegungen grundsätzlich auch für die anderen ostrheinischen Gebiete. Auch bei ihnen bot die fränkische Macht die beste — und einzige — Gewähr für eine „Zeit fröhlichen Gelingens" der Verchristung, wie Hauck es für die Friesen nach ihrer Unterwerfung bemerkt.

Sowie Karl Martell im Norden für Ruhe gesorgt hatte, wandte er sich dem Südosten zu. Im Jahre 722 ging er kriegerisch gegen die Alemannen vor und stieß bis an die Grenze Bayerns durch. 724 konnte Pirmin, ein Romane, am Bodensee das Kloster Reichenau gründen. 725 zog Karl durch Alemannien nach Bayern, um dort beim Herzog Hugbert seine Oberhoheit in Erinnerung zu bringen. In diesen Jahren mußte Karl jedoch seine Aufmerksamkeit dem Süden und Westen seines Reiches zuwenden. Im Süden waren die Araber — seit 720 diesseits der Pyrenäen — bis Burgund vorgedrungen, und im Westen hatte sich Aquitanien selbständig gemacht. Dies nutzten die Alemannen aus. 727 wurde Pirmin, der „Apostel der Alemannen", von Herzog Theudebald, dem Bruder Herzog Lantfrieds, aus Reichenau verjagt. Das Kloster blieb bestehen. Aus der Lex Alamannorum, die zu jener Zeit zusammengestellt wurde, geht hervor, daß Herzog Lantfried (709—730) seine Selbständigkeit betont hat (Gebhardt). 728 zog Karl wieder nach Bayern. Wenn auch über den Anlaß hierzu nichts Näheres bekannt ist, so muß doch angenommen werden, daß Unabhängigkeitsbestrebungen unterdrückt werden sollten. Dies wurde zwar erreicht, doch blieb eine Sonderstellung Bayerns in politischer und kirchlicher Hinsicht bestehen. Auch die Alemannen scheinen wieder aufsässig geworden zu sein, denn 730 führte Karl einen neuen blutigen Feldzug gegen sie. Die alemannische Herzogsgewalt wurde abgeschafft. Im Zuge dieses Erfolges konnte auch die Kirche mit aller Strenge gegen das Heidentum vorgehen und eine weitere Verchristung erzwingen.

Diese war inzwischen auch in Mitteldeutschland vorgeschritten. In Hessen hatte 722 Wynfried-Bonifatius, von Friesland kommend, sein Wirken begonnen. Gegen die Sachsen war das Land durch Befestigungen und Burgen militärisch gesichert, so daß bis auf einzelne Grenzkämpfe keine Störungen mehr möglich waren. Somit waren die Voraussetzungen für Erfolge der

---

[54]) Dahn, a. a. O., 3. Band, Seite 802/803.

Verchristung gegeben. Schon 722 meldete Bonifatius nach wenigen Wochen seiner Tätigkeit große Erfolge nach Rom, die, wenn sie sicher auch übertrieben waren, den Papst Gregor II. (715—731) veranlaßten, diesen eifrigen und nützlichen Mann noch im gleichen Jahr in Rom zum Bischof zu weihen.

Nunmehr konnte Bonifatius als Beauftragter des Papstes auftreten, der ihm außerdem eine große Zahl von Schutz- und Empfehlungsbriefen mitgab. Besonders wichtig war ein Schreiben an Karl Martell mit der Aufforderung, Bonifatius in jeder Weise zu unterstützen. Karl folgte diesem Ruf, denn er wußte gut, daß Erfolge der Verchristung auch die seinen waren, und stellte Bonifatius einen Schutzbrief aus. Außerdem ergingen Anweisungen an alle staatlichen Stellen, Herzöge, Grafen, Unterbeamten und Freunde, dem Bonifatius Sicherheit und Hilfe zu gewähren. So konnte dieser planmäßig an die Arbeit gehen. In der Nähe der fränkischen Burgen wurden Klöster gegründet, die schon durch ihre Lage das Vordringen der Kirche zeigen — erst Amöneburg bei Marburg, später Fritzlar bei Kassel und Ohrdruf in Thüringen. Im Hinterland, am Main, entstanden Nonnenklöster (Ochsenfurt, Tauberbischofsheim, Kitzingen).

Als Krönung der Missionsarbeit dieser Zeit wird allgemein das Fällen der dem Donar (oder Thor) geweihten Eiche von Geismar (Gicesmare) bei Fritzlar angesehen. Sie lag in dem alten Heiligtum des Stammes. Dieses Ereignis wird noch heute als eine Art von Heldentat des Bonifatius dargestellt, etwa in dem Sinne, daß er als einzelner inmitten von bösen Heiden den Baum abgeschlagen habe und daß diese, vergeblich auf ein Eingreifen ihrer Götter wartend, nunmehr von der größeren Macht des Christengottes überzeugt zum Christentum übergetreten wären. In Wirklichkeit geht aus den Quellen ganz deutlich hervor, daß dieses Ereignis eine große „Schau" war, wie man heute sagt, also der Aufzug der staatlichen und kirchlichen Macht zur Darstellung der endgültigen Überwindung des Heidentums. Bonifatius war von einer Schar seiner Mannen und fränkischer Bewaffneter umgeben, und die anwesenden Heiden „verfluchten" ihn als einen Feind ihrer Götter „intra se" (Willibald), also bei sich oder unter sich. „Ihr Fanatismus brach nicht los" (Hauck). Auf deutsch, sie konnten sich bei dieser Gelegenheit angesichts der Gewalt nicht wehren. Natürlich war Bonifatius empört, wenn die Heiden später — wie es immer wieder geschah — den umgekehrten Versuch machten, nämlich christliche Kirchen verbrannten. Sie werden dann gemerkt haben, daß die Strafe auch nicht vom Himmel, von Jahwe, kam, sondern von fränkischen Kriegern.

723 und 724 gelang so die äußere Verchristung der Hessen. Endgültige Ruhe kehrte aber nicht ein.

725 ging Bonifatius nach Thüringen. Sein erster kurzer Besuch dort, im Jahre 719, hatte ihm gezeigt, daß sein Vorhaben noch aussichtslos war. Jetzt

hatte sich die fränkische Macht gefestigt, und unter dem Schutz des fränkischen Heerbannes konnte Bonifatius darangehen, „die große Ernte einzubringen", wie sein Biograph schreibt. Es ging besonders um die nördlichen Gaue Thüringens, die infolge ihrer Abgelegenheit und der engen Verbindung mit ihren Nachbarn, den Sachsen, noch überwiegend heidnisch waren. Staat und Kirche arbeiteten Hand in Hand. Zahlreiche Missionare aus England reisten an. Die Thüringer wehrten sich verzweifelt. Ein Jahrzehnt dauerten die Kämpfe, bis die fränkische Übermacht gesiegt — und das Land als Einöde hinterlassen hatte. Trotzdem waren die Überlebenden nicht überzeugt; denn Bonifatius klagte auch später immer wieder über die „Bösartigkeit der Heiden" und forderte Unterstützung an.

Vom Papst wurde Bonifatius zur Belohnung für seine Erfolge zum Erzbischof mit weitgehenden Befugnissen gemacht. Diese Erhöhung war auch dadurch begründet, daß Bonifatius stets enge Verbindung nach Rom gehalten und den Papst als entscheidende kirchliche Stelle anerkannt hatte — im Gegensatz zu den unabhängigeren fränkischen Bischöfen. Für den Papst war er also der richtige Mann, die fränkische Kirche wieder an Rom zu binden.

Den fränkischen Würdenträgern, die in ihrem Raum lieber allein bestimmten, paßte diese Hervorhebung von Bonifatius ganz und gar nicht. Sie ließen sich von Rom nicht gern hineinreden. Zudem kannten sie sicher das scharfe Urteil von Bonifatius über sich, über ihre Amtsführung und über die Zustände in ihrer Kirche. So verhinderten sie mit Erfolg, daß er seine Rechte ausübte.

Karl konnte hier nicht eingreifen, denn am Ende war er auf seine Bischöfe angewiesen, die ja dem fränkischen Adel angehörten. Er hatte sich sowieso schon bei ihnen höchst unbeliebt gemacht, weil er den riesigen Grundbesitz der Kirche — wie bereits erwähnt, lag sein Umfang bei einem Drittel der gesamten Fläche des Reiches — angetastet hatte. Die Ländereien hatten dazu gedient, seine unaufhörlichen Kriegszüge zu bezahlen und bewährte Heerführer zu belohnen. Mit diesen Lehen band er sie eng an sich und schuf gleichzeitig ein Gegengewicht gegen die Macht des Adels. Auf jeden Fall hatte er Feinde unter seinen Kirchenfürsten. Es gab Verratsfälle und sogar Anschläge gegen ihn. — Bei den — kirchlichen — Geschichtsschreibern jener Zeit ist Karl nicht gut angeschrieben, obwohl er doch auch für die Kirche viel erreicht hat.

Nach 730 war Karl Martell dazu gezwungen, sich dem Westen des Reiches zuzuwenden, wo die Araber zu einer bedrohlichen Gefahr geworden waren. Zur Entscheidung mußten auch die kürzlich unterworfenen Stämme ihren Heerbann stellen, und gerade die „Nordvölker" brachten den Sieg (Poitiers, 732). Die mit diesem Krieg verbundene Schwächung der fränkischen Besatzungstruppen nutzten die ostrheinischen Stämme zur Wiedererringung ihrer Freiheit aus. Umgehend schlug Karl wieder zu. 733 und 734

führte er den letzten erbarmungslosen Schlag gegen die Friesen. 734 fiel der Friesenherzog Bobo. Trotz tapferer Gegenwehr wurden die Friesen geschlagen. Die Franken besetzten Mittelfriesland bis zum Lauwers (westlich der Ems). Jetzt begann eine furchtbare Schreckensherrschaft. Überall die friesischen Heiligtümer vernichtend, zog das fränkische Heer unter Verwüstung und Mord durch das Land und hinterließ die Ruhe des Friedhofs. Offener Widerstand war unmöglich geworden. Und doch wird festgestellt: „Willibrords Mission ist bis zu seinem Tode im Jahre 739 nicht über den Zuidersee hinausgelangt. Die Friesen hielten zäh an ihren volksrechtlichen Einrichtungen und an ihrer heidnischen Religion fest, standen in Verbindung mit den Sachsen und warteten auf die Gelegenheit, das fränkische Joch abzuschütteln."[55]) Diese Gelegenheit kam erst ein halbes Jahrhundert später.

732 begehrten auch die Alemannen wieder auf. Jedenfalls ist das daraus zu schließen, daß Eto (Heddo), der Nachfolger Pirmins in Reichenau, das Land verlassen mußte. Reichenau wurde dann von Karl dem Bistum Konstanz zugeschlagen.

Auch in Thüringen muß es unruhig geworden sein, denn der Papst suchte neue Missionare für das Land und richtete Ermahnungen an die Thüringer.

738 führte Karl noch einen groß angelegten Angriff gegen die Sachsen. Er arbeitete sogar mit den östlichen Nachbarn der Sachsen, den Wilzen, zusammen. Da ein eigentlicher Anlaß nicht erkennbar ist, war es wohl die Absicht, diesen Stamm so stark wie möglich zu schwächen. Im Zuge der Teil-Eroberung ist — wie üblich — von Massentaufen die Rede. Gewiß, Besetzung und Glaubenswechsel waren nicht von Dauer, doch trugen sie zwangsläufig den Keim äußerer und innerer Zersetzung in das Land.

Auch der Bayernherzog Odilo (737—748) verstärkte erneut seine Unabhängigkeit. Sofort wurde wieder der Papst tätig und entsandte Bonifatius zur Erneuerung der bayrischen Kirche — und um sie von der fränkischen Kirche unabhängig zu halten. Den Abschluß dieses Vorhabens, die Einsetzung eines bayrischen Erzbischofs, konnte er aber nicht durchführen, weil er Karls Macht gegen die Langobarden brauchte. Bonifatius ging in Bayern tatkräftig an die Arbeit, indem er die Bistümer neu gliederte und sie dazu antrieb, das Christentum auch auf das flache Land zu verbreiten. Dort bestand noch, wie auch anderswo, ein Gemisch heidnischer und christlicher Gebräuche und Sitten.

„Der Kampf des Bonifatius gegen die heidnischen Vorstellungen und Gebräuche dauerte selbstverständlich fort, der wackere Herr hätte ihn auch heute noch zu führen", schreibt Felix Dahn.

740 führten die Bayern einen Feldzug gegen die Avaren, die erneut in die Ostmark (Teil des jetzigen Niederösterreichs) und in Kärnten eingefallen

[55]) Handbuch der Deutschen Geschichte, a. a. O., Seite 47.

waren. Die Karantanen (Bewohner Kärntens) hatten sie zur Hilfe gerufen. Diese Länder stellten sich unter den Schutz Bayerns — und wurden damit mittelbar für die Franken unterworfen. Herzog Boruth der Karantanen soll damals gebeten haben, die Geiseln, die Herzog Odilo mitnahm, im Christentum zu erziehen. Hier begann die Verchristung demnach auch über das Herzogshaus.

741 starb Karl Martell. Die Geschehnisse während seiner Regierung wurden ausführlicher als vielleicht nötig gebracht, doch vermitteln gerade die Einzelheiten, die sonst gern übergangen werden, eine Ahnung darüber, wieviel Blut in diesem Zeitraum für die Erweiterung der Macht des Frankenreiches und der Kirche geflossen sein muß. Unaufhörlich und unerbittlich hatte Karl alle seine Mittel eingesetzt. Ohne Frage hat er Erfolg gehabt, wenn er auch, wie die Zukunft zeigt, noch nicht gesichert war. Wie diese Erfolge jedoch beurteilt werden, kommt auf den jeweiligen Standpunkt an. Der Christ wird hierin wahrscheinlich ein von seinem Gott gewolltes und seinem Gott gefälliges Wirken sehen. Dem Deutschen muß es jedoch gestattet sein, dieses Machtstreben zweier verbundener Mächte, des Frankenreiches und Roms, als unsittlich und verwerflich abzulehnen. Auf die andere oft vertretene Ansicht, daß diese Entwicklung letzten Endes auch den Deutschen zum Segen gereicht habe, indem die „höhere" christliche Kultur, wenn auch mit Gewalt, über den Rhein getragen worden sei, wird später im Zusammenhang eingegangen werden.

Pippin der Jüngere und Karlmann

Nachfolger Karl Martells wurden seine Söhne Pippin (741—768) und Karlmann (741—747), unter denen er das Reich aufgeteilt hatte. Sofort brachen in allen Grenzländern Erhebungen los, von denen uns hier nur die ostrheinischen beschäftigen. Bei diesen und früheren Unabhängigkeitsbestrebungen ist zu berücksichtigen, daß die Arnulfinger (Pippininge) ja gar nicht die rechtmäßigen Herrscher der Franken waren, sondern als Hausmeier nur königliche Beamte. Daß die Mitglieder des fränkischen Königsgeschlechtes der Merowinger, falls sie überhaupt in Erscheinung traten, nichts zu sagen hatten, war auch damals bekannt. Die angestammten Stammesherzöge fühlten jedenfalls keinerlei Verpflichtung gegenüber den Hausmeiern, diesen Emporkömmlingen. Es war ihr gutes Recht, sich gegen deren Ansprüche zur Wehr zu setzen.

Besondere Kraft gewann der Widerstand in jenen Stämmen, in denen die Herzöge und die Großen noch Heiden waren. Das hatte bis zum blutigen Ende bei den Friesen gegolten, das galt nunmehr für die Schwaben (Alemannen), und es galt für die Zukunft noch bei den Sachsen. Hier wurde eben noch mehr verteidigt als Ansprüche des herrschenden Geschlechts, hier ging es um die Angelegenheiten jedes einzelnen.

„. . . Es sind schlechte Völker, die sofort freiwillig ihre ganze Vergangenheit und ihr ganzes Sein dem Kreuz zu Füßen geworfen haben. Man muß sich nur vorstellen, daß mit dem Christentum dem freien Germanen eine antike, römische Religion plötzlich aufgezwungen wurde, für die er noch nach Menschenaltern kein Verständnis haben konnte.“[56])

Auf der anderen Seite stellt für diese Zeit endlich auch das „Handbuch der Deutschen Geschichte“, wenn auch sehr vorsichtig, fest:

„Diese Verbindung von Krieg und Christianisierung kündigt die neue Form des Zusammenwirkens von Staat und Kirche an, die vor der Anwendung von harten Zwangsmaßnahmen nicht mehr zurückschreckt“ (S. 49/50).

742 erhoben sich die Schwaben. Karlmann und Pippin rückten sofort ein und verheerten das Land.

Im gleichen Jahr standen die Thüringer mit Hilfe der Sachsen gegen die Franken auf. 743 führte Karlmann einen Feldzug gegen sie und sah sich veranlaßt, erneut das Heidentum zu verbieten.

743 erfolgten neue Aufstände in Schwaben und Bayern. Die Bayern hatten sich Hilfstruppen von den Sachsen und „Slawen“ geholt. Dort marschierte Pippin ein und ließ das Land 52 Tage lang verheeren, nachdem er die Bitten eines päpstlichen Legaten, das Land unabhängig zu lassen, höhnisch abgewiesen hatte.

---

[56]) v. Hofmann, a. a. O., Seite 314.

744 entstanden wieder Unruhen in Schwaben. Ein fränkischer Strafzug folgte. Er führte bis zur schwäbischen Alb.

745 griffen die Schwaben erneut zu den Waffen und fielen im Elsaß ein.

Nun mußte hier nach fränkischer Meinung ein Ende gemacht werden.

746 sammelte Karlmann seine ganze Streitmacht und rückte in Schwaben ein. „Auf diesem Zuge sollte sich nun etwas Folgenschweres ereignen. An jener wichtigen Stelle Schwabens, wo sich Neckar und Remstal gabeln, muß damals irgendetwas Schreckliches passiert sein. Man glaubt, die Quellen dahin auslegen zu können, daß Karlmann die Alemannen, die sich dort versammelt hatten, von seinem Heer umringen und einfach niederhauen ließ. Es wäre dann hier eine Tat verübt worden, ähnlich dem späteren grausigen Sachsenmord in Verden; vielleicht auch nicht ohne Vorgänger in den früheren Germanenkriegen der Franken."[57])

Zu den hier angesprochenen Quellen gehören die Metzer Annalen (Annal. Mett.). Bei Dahn ist im 3. Band, Seite 847, der lateinische Text, Seite 848 die Übersetzung zu finden. Diese lautet: „Nachdem Karlmann die Untreue (infidelitas) der Alamannen gesehen, drang er mit einem Heer in ihr Gebiet und sagte eine Zusammenkunft an bei einem Ort, der Condistat (Kannstatt) heißt: dort vereinte sich das Heer der Alamannen mit dem der Franken. Und war da ein groß Wunderschauspiel, daß ein Heer (das fränkische) das andere ergriff und in Fesseln schlug ohne irgendwelche Gefahr durch Kampf. Karlmann nahm diejenigen gefangen, welche Führer der Verbindung der Alamannen mit Odilo (dem Bayern) gewesen waren (das war drei Jahre her) und bestrafte die einzelnen barmherzig gemäß ihrer Verschuldung." Dahn bemerkt hierzu: „Die ‚Barmherzigkeit' schließt die Hinrichtung Tausender nicht aus."

Eine andere Quelle sind die Annal. Pet. — Kinkelin faßt zusammen: „Die mancherlei Nachrichten ergeben folgendes Bild: Es scheint, daß der schwäbische Heerbann unter einem nicht näher bekannten Vorwand aufgeboten wurde. Nichts Schlimmes ahnend erschien Dietbald mit seinen Schwaben. Auf der Altenburger Höhe stellte sich das schwäbische Heer dem fränkischen gegenüber. Die beiden Heere verbanden sich auf ‚freundschaftliche Weise'. Niemand ahnte Hinterlist. Es mag sogar sein, daß unter dem Schutz des Dingfriedens die Schwaben die Waffen abgelegt hatten. Jedenfalls wird das schwäbische Heer von den Franken plötzlich umzingelt, ohne Schwertstreich gefangen und gebunden. Und es geschah, daß viele Tausende

[57]) v. Hofmann, a. a. O., S. 299.

von Menschen mit dem Schwert niedergehauen und umgebracht worden sind" („ubi fertur, quod multa hominum milia cecederit", Ann. Pet.)[58])

Genau wird dieses Ereignis nicht mehr zu klären sein. Da wir aber nicht an Wunder glauben, muß irgendetwas geschehen sein, daß die Schwaben den Franken ohne Waffen gegenübertraten, denn sonst wäre es ohne Kampf nicht abgegangen. Die Zahl von vielen Tausenden Getöteter braucht nicht übertrieben zu sein, wenn die Schwaben den Heerbann aus allen Gauen zusammengezogen hatten.

In den Geschichtsbüchern wird diese Tat meist mit wenigen Worten nebenbei erwähnt. „Ein letzter Aufstandsversuch wird von Karlmann zu Cannstatt blutig bestraft" (Gebhardt). „Ein letzter alemannischer Aufstandsversuch brach bei Cannstatt zusammen und wurde von Karlmann blutig gerächt." (Handbuch der Deutschen Geschichte). Verständlich, daß dieses schreckliche Ereignis also kaum bekannt ist. Verständlich auch, daß es nicht bekannt sein soll.

Die Urteile über das zähe Ringen der Schwaben gegen die Franken sind so unterschiedlich, wie sie es bei den unterschiedlich geformten Gewissen der Deutschen sein müssen. Einmal: „Seit ihrer Unterwerfung durch Chlodwig (496) hatten die Alemannen stets gegen die fränkische Oberherrschaft revoltiert. Erst Aufstände, dann heuchlerische Unterwerfung, wenn das fränkische Heer in ihre Provinz eindrang, und neue bewaffnete Erhebungen, sobald die Franken den Rücken kehrten: so war es dauernd mit ihnen gegangen."[59])

Oder: „Die Kämpfer für den alten Glauben, das alte Recht, die angestammte Freiheit hieß er Aufrührer. Doch war er der ungebetene Eindringling, und die schwäbischen Führer Rebellen zu nennen, hatte er schon gar kein Recht, denn Schwaben war so wenig wie Bayern und Sachsen eine fränkische Provinz wie etwa Burgund."[60])

Ganz gleich, welcher der beiden Meinungen der Leser zuneigt, das eine muß er erkennen: Der Schlag von 746 muß furchtbar gewesen sein, denn hiermit ist der Freiheitswille der Schwaben gebrochen. 250 Jahre nach dem ersten Zusammenstoß mit den Franken (496), 150 Jahre nach dem Beginn der ernsthaften Verchristung und nach dem letzten halben Jahrhundert fast ununterbrochener Kämpfe wird es urplötzlich still um sie. „Von 708 bis 746 sind sechs schwäbische Herzöge gegen die Franken gefallen bzw. verbraucht worden" und „von keinem ist berichtet, daß er sich den Franken gebeugt

---

[58]) Dr. Wilhelm Kinkelin: „Cannstatt, die Tragödie des schwäbischen Stammes", Odal, Heft 12/1935, S. 913, Zeitgeschichte Verlag und Vertriebsgesellschaft m. b. H., Berlin.

[59]) Richard Winston: „Karl der Große", Steingrüben Verlag, Stuttgart, 1956.

[60]) Kinkelin, a. a. O., S. 913

hätte und mit Frankenwasser getauft worden wäre." (Kinkelin, S. 919). Sie verlieren endgültig ihr eigenes Herzogshaus. Von Herzog Theutbald (Dietbald) ist nichts mehr zu hören. Die Großen des Stammes sind beseitigt, ihre Güter, Lebensgrundlage der Sippen, werden ihnen genommen und an Franken oder an Klöster verteilt. Ein strenges Reichsgesetz (Capitulare), ähnlich früheren Anordnungen gegen Thüringer und Friesen und ein Vorläufer des späteren Capitulare Karls des Großen gegen die Sachsen vernichtet das staatliche Eigenleben des Stammes und erstickt den heidnischen Glauben.

Aus diesem Gesetz geht die damalige Lage in Schwaben hervor:

„Man gewinnt die Anschauung einer ziemlich weiten Verbreitung der Kirche in Alamannien; aber das Land war keineswegs vollständig für den christlichen Glauben gewonnen. Es ist im Gesetze mit aller Bestimmtheit ausgesprochen, daß Christen und Heiden nebeneinander im Lande wohnten. Zwischen beiden herrschte eine gewisse Spannung: nicht nur mit der Unvollkommenheit der Gläubigen, sondern auch mit offenem Widerstand der Bevölkerung hatte die Kirche zu kämpfen. Höchst bezeichnend ist, daß man für nötig fand zu erklären: es müsse einem Christen freistehen, Gott auf seine Weise zu dienen. Wenn Arbeit am Sonntag mit überstrengen Strafen bedroht werden mußte, so weist das darauf hin, daß die Abneigung gegen diese Einrichtung sehr groß und sehr verbreitet war. Wer sein Gut der Kirche übergeben wollte, hatte nicht nur mit dem Widerspruch der erbberechtigten Familienmitglieder zu rechnen: auch persönlich unbeteiligte Genossen, ja Graf und Herzog machten ihm Schwierigkeiten. Die Heiligkeit der Gotteshäuser war so wenig geachtet, daß Kirchendiebstähle, Verletzung des Asylrechtes, Mordtaten innerhalb der Kirche nichts Unbekanntes waren. Auch die Bischöfe und Priester hatten die Stellung nicht, die das Gesetz ihnen geben wollte: es kam vor, daß man mit den Waffen in der Hand sie in ihren Häusern überfiel, sie beleidigte, schlug, verletzte, ermordete.

Das können nicht seltene Ausnahmefälle gewesen sein, denn gegen vereinzelte Handlungen macht niemand Gesetze . . . Darin liegt der Beweis, daß die Verhältnisse in Alamannien gewissermaßen eine Ausnahmegesetzgebung notwendig machten.[61])

Mit diesen Ausnahmegesetzen, „Notstandsgesetzen", Gesetzen der Besatzungsmacht, wurden die letzten Regungen des Widerstandes aufgespürt und beseitigt. So wurde Schwaben zu einer fränkischen Provinz und zu einem christlichen Land.

746 klagte Bonifatius aus Thüringen über „die Bösartigkeit der Heiden". Auch hier regte sich immer noch Widerstand. 747 wurde er mit bewaffneter Hand unterdrückt.

---

[61]) Hauck, a. a. O., S. 345/346

747 trat Karlmann, der „Sieger" von Cannstatt, zurück und ging ins Kloster. In den Ann. Pet. heißt es dazu: „unde compunctus, regnum reliquit, et monasterium in castro Casino adiit." Auf deutsch „Von wo (also doch wohl durch das Geschehen bei Cannstatt) erschüttert (auch: durch Reue geplagt), trat er von der Regierung zurück und ging ins Kloster Monte Cassino."

Heute meint man: „Es liegt kein Anhaltspunkt vor, daß er (Karlmann) von Pippin verdrängt worden sei oder andere politische Gründe als tiefe Enttäuschung über den Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit ihn zur Weltflucht bewogen haben".[62]) Das sind sehr schöne, aber auch unklare Worte. Wo könnten denn die Ideale eines Karlmann gelegen haben!

Kinkelin urteilt anders: „Aus der Größe der Wirkung kann man die Größe der sie auslösenden Ursache ermessen. Was muß geschehen sein, um einen Sprossen dieses hartköpfigen, hartherzigen, ehrgeizigen und machtgierigen Hauses der Pippininge freiwillig zum Verzicht auf die Regierung in einem mächtigen Reiche zu bewegen? Was Schweres muß geschehen sein, daß ein regierender Fürst, seiner Ehre, seiner Herkunft, seiner männlichen Kraft vergessend, aus eigenem Antriebe ins Kloster ging, wo er den niedrigsten Dienst als Gänsehirt tat?"[63])

Nach der Quelle Ann. Pet. müßten die Folgerungen Kinkelins berechtigt sein, zumal Karlmann sich danach selbst einen Mörder genannt haben soll. Sollte die Quelle gefälscht sein, kann das nur zu Gunsten Pippins geschehen sein, denn dieser war mit dem Abtreten Karlmanns Alleinherrscher der Franken. Er sorgte auch dafür, daß die Söhne Karlmanns, für die der Vater keineswegs mit entsagt hatte, von der Mitherrschaft ausgeschlossen wurden. Sie verschwanden im Kloster.

748 rückte Pippin in Bayern ein, wo sich, veranlaßt vom Halbbruder Pippins, Grifo, dem sein Erbe vorenthalten worden war, ein Aufstand gegen die Franken entwickelt hatte. Dort war Tassilo III., Sohn von Odilo, Herzog unter Vormundschaft seiner Mutter. Die Oberherrschaft der Franken wurde wiederhergestellt.

Von 749 bis 751 herrschte einmal Frieden im Frankenland, was von den Quellen besonders hervorgehoben wird.

751 macht Pippin sich mit Hilfe des Papstes zum König. Die gegenseitigen Absprachen und auch die Folgen sind oben besprochen worden. Pippin ließ sich erst von Vertretern der Kirche und dann vom Papst selbst salben. Es war das erste Mal, daß dies bei einem Frankenkönig geschah. Auch hierdurch wurde die Stellung des Papstes erhöht.

---

[62]) Handbuch der Deutschen Geschichte, a. a. O., S. 54
[63]) Kinkelin, a. a. O., S. 915

Der letzte Regierungsabschnitt Pippins war unablässig von Kriegen erfüllt, allerdings meist im Westen seines Landes. Hier seien noch kurz die rechtsrheinischen Kriegszüge erwähnt. 753 rückte er von Westen ins Sachsenland ein und stieß bis zur Weser vor. Gleichzeitig sollte mit Hilfe des Staates die Verchristung der Friesen weitergetrieben werden. Hierfür stellte sich Bonifatius zur Verfügung. Er ging in das Gebiet ostwärts der Zuider-See, wo er 754 erschlagen wurde.

Der Märtyrer-Tod des Bonifatius bewegt bis heute die Gemüter. Von den vielen, vielen Heiden, die für ihren Glauben gefallen sind, spricht kaum jemand. Dabei wollten sie nichts als ihre innere Freiheit. Ihr Kampf war im Grunde nur Abwehr fremden Zwanges, auch wenn sie im Verlauf des Ringens selbst zuschlugen und töteten. Angreifer waren die Träger des Christentums. Das ist wörtlich zu nehmen, fiel doch zum Beispiel Bischof Hildegar von Köln bei einem Feldzug gegen die Sachsen. Nach den Klagen des Bonifatius über viele seiner Amtskollegen war er nicht der einzige, der seinem Glauben lieber mit dem Schwert als mit dem Wort diente. Die Verantwortung hierfür liegt jedoch nicht bei diesen Männern. Gemäß ihrer germanischen Herkunft mußte ihnen die Tat lieber sein. Und ihre Überzeugung war, daß, wie es in der zu jener Zeit entstandenen Lex Salica = salisches Gesetz heißt, „die Franken das auserwählte Volk der katholischen Christenheit waren". So weit hatten sie sich vom germanischen Wesen gelöst, das auf religiösem Gebiet duldsam gewesen war.

755 mußte der inzwischen erwachsene Bayer Tassilo Pippin als Vasall huldigen, und erhielt — zum ersten Mal in der Geschichte der germanischen Stämme — sein Herzogtum als Lehen vom König. Dieser konnte es ihm also auch wieder nehmen.

758 ging Pippin erneut gegen die Sachsen vor. Sein Zug erreichte die Gegend von Münster. Die letzten Jahre seines Lebens brachte der König damit zu, Aquitanien gewaltsam in sein Reich einzufügen. Das gelang ihm noch. In dieser Zeit (763) versuchte Tassilo von Bayern, die Unabhängigkeit seines Landes zu erreichen. Ein deutsches Geschichtswerk, das erwähnte „Handbuch", nennt das: „Der Separatismus erhob sein Haupt". Ein merkwürdiger Standpunkt! Tassilo mußte, vom Papst nicht unterstützt, „grollend zum Gehorsam zurückkehren" (Handbuch).

767 bat Cheitmar, einer der oben erwähnten getauften Geiseln der Karantanen und jetzt ihr Herzog, um Zusendung von Priestern zur Förderung des Christentums in seinem Lande. Bald aber erhob sich sein Volk gegen ihn, den christlichen Herzog. Nach seinem Tode wurden die Priester vertrieben. Auch hier mußte erst das Schwert dem Christentum den Weg bahnen. 772 wurden die Karantanen von den Bayern geschlagen. Nun konnten neue

Priester in das Land einziehen. Von Erfolgen wird allerdings nicht berichtet. „Von einer endgültigen Bekehrung der Karantanen konnte noch auf lange Sicht keine Rede sein.“[64])

Pippin kehrte krank aus dem Feldzug gegen Aquitanien zurück und starb 768. Aufbauend auf den Erfolgen seines Vaters war es ihm gelungen, die Herrschaft der Franken durchzusetzen und zu erweitern. Für denjenigen, dem der Erfolg allein für sein Urteil maßgebend ist, und auch für den, der die Geschichte Mitteleuropas von Süden (Rom) oder von Westen (westlich des Rheins) sieht, mag Pippin als bedeutender Herrscher und als große geschichtliche Gestalt gelten. Doch selbst in deutschen Geschichtsbüchern wird er so dargestellt. Vom deutschen Standpunkt hingegen bedeutet sein Werk einen weiteren Schritt zum Verlust der staatlichen und religiösen Freiheit bisher freier Germanenstämme und damit einen weiteren folgenschweren Bruch ihrer Eigenentwicklung durch fremde politische Gewalt und durch Glaubenszwang.

---

[64]) Geschichte Kärntens, von Dr. August Jaksch, Verlag Ferdinand Kleinmayr, Klagenfurt, 1928, S. 61

Karl „der Große"

„Dem großen Vater folgte der größere Sohn"[65])

Zunächst einmal sollten nach dem Willen des „großen Vaters" Pippin zwei Söhne folgen, Karl und sein jüngerer Bruder Karlmann. Unter diesen hatte er das Reich aufgeteilt. Sehr bald schon zerstritten sich die beiden, und Karlmann starb plötzlich im Jahre 771. Karl verhinderte, daß die Söhne Karlmanns das Erbe ihres Vaters antraten — auch hierin ein echter Sohn des „großen Vaters" — und machte sich zum Alleinherrscher im Frankenreich. Er setzte die Eroberungspolitik seines Hauses fort.

„In der Sicherung und Machtsteigerung des Frankenreiches erblickte Karl seine erste und unbedingte Aufgabe", so heißt es im „Handbuch der Deutschen Geschichte". Nun ist der Begriff „Sicherung" bekanntlich sehr verschieden auslegbar. Bei aller Großzügigkeit darf er aber nicht so weit ausgedehnt werden, daß er auch für das Frankenreich jener Zeit angewendet wird, das sich, ohne angegriffen zu werden, ja das auf Grund seiner Stärke kaum angegriffen werden konnte, seinerseits mit Gewalt nach allen Seiten ausgedehnt hat. Genauso abzulehnen ist der Ausdruck des „Handbuchs" vom „Schutzbedürfnis des Frankenreiches als Basis der abendländischen Herrschaft." Vor wem und wovor sollte dieses festgefügte Reich denn geschützt werden?

Bleiben wir also bei der reinen Machtsteigerung. Im Laufe der Geschichte haben so manche großen Eroberer gewaltige Erfolge gehabt. Sie haben Völker unterjocht oder vernichtet, haben Grenzen neu gesetzt und sogar den Gang der Geschichte beeinflußt: ein Alexander der Große, ein Caesar, ein Attila, ein Dschingis Khan, ein Cortez, ein Napoleon. Man mag sie wegen ihrer Fähigkeiten bewundern, man mag ihnen den Beinamen „der Große" verleihen. Aber man sollte ihnen nicht, wie hier Karl dem Großen — denn auch er gehört in diese Reihe —, ein moralisches Mäntelchen von „Sicherung" und „Schutzbedürfnis" umhängen. Das paßt einfach nicht. Allerdings ging es zur Zeit der Pippininge und Karolinger auch um die Ausbreitung des Christentums. Da bemüht sich selbst die Geschichtswissenschaft, die Tatsachen der Machtausweitung und Eroberung zu verbrämen. Und wenn wir uns dessen bewußt sind, daß es eine standpunktlose Wertung der Geschichte nicht gibt, sind solche Versuche recht verständlich. Auch Wissenschaftler sind Menschen. Wenn ihr Gewissen christlich geformt ist — oder wenn sie meinen, Rücksichten auf eine christlich geformte Umwelt nehmen zu müssen, dann ergibt sich zwangsläufig auch eine Verformung ihres Urteils: Erfolge

---

[65]) Gebhardt, a. a. O., 223, aus dem Abschnitt: „Die Zeit der Karolinger und die Ausbreitung des Christentums" von o. Uni-Prof. Dr. Wilhelm Levinson.

für das Christentum lassen unschöne Begleiterscheinungen unwesentlich werden. Menschen, die das Christentum überhaupt und besonders das Christentum jener Zeit für fremdartig und schädlich halten und die es grundsätzlich ablehnen, daß eine Weltanschauung durch Krieg, Mord und Gewalt verbreitet wird, müssen — ebenso verständlich — anders urteilen.

Karls Biograph Einhard berichtet, daß ihm die Kriege gegen die Sachsen und gegen die Awaren wichtiger waren als alle anderen politischen und militärischen Aufgaben (laut „Handbuch"). Damit gelangen wir von der allgemeinen Betrachtung zu einem bestimmten Fall. Waren die Sachsen eine Gefahr für das fränkische Reich? Ein Blick auf die Karte zeigt, daß dies nicht der Fall sein konnte. Und die Karte gibt nicht einmal darüber Aufschluß, daß die Sachsen kein festgefügtes Volk waren, sondern noch in ihrer alten Gauverfassung — mit Recht nennt Felix Dahn es Gau-Zersplitterung — lebten.

„Wenn Hukbalds (Biograph St. Leafwines) Bericht stimmt, besaßen die Sachsen eine der ältesten parlamentarischen Demokratien der Welt. . . Die alten Sachsen hatten keinen König, sondern Häuptlinge über die verschiedenen Bezirke. Es war ihre Gewohnheit, einmal im Jahr in Mittelsachsen zu Marklo an der Weser eine allgemeine Volksversammlung abzuhalten. Hier pflegten sich alle Bezirkshäuptlinge und dazu zwölf gewählte Vertreter der Edlen sowie eine gleiche Zahl Vertreter der Freien und der Knechte zu treffen. Hier erneuerten sie die Gesetze, schlichteten die wichtigsten Rechtsfälle und beschlossen gemeinsam, was im nächsten Jahr in kriegerischer und friedlicher Hinsicht unternommen werden solle."[66]

Es liegt auf der Hand, daß Vertreter eines Bauernvolkes in freier Abstimmung nur in äußersten Notfällen einen allgemeinen, einen Volkskrieg beschließen werden. Die Geschichte der Sachsen bestätigt dies. Wenn in den Jahrhunderten von 220 bis 720 von Kriegszügen der Sachsen geschrieben wird, so sind das räumlich und zeitlich beschränkte Streifzüge im Grenzraum, durchgeführt von Teilen der Grenzbevölkerung. Von einem Krieg des gesamten Sachsenvolkes wird nirgends berichtet. Selbst in der Zeit der Sachsenkriege Karls, also angesichts des drohenden Verlustes der politischen und religiösen Freiheit aller, fanden sie sich nur vorübergehend zur gemeinsamen Abwehr zusammen, wie Dahn feststellt (s. o.). Diese friedliche Haltung hatte ihren Grund nicht in einer Schwäche. Auch hierüber belehrt uns die Geschichte. Sie weiß nichts davon, daß der Lebensraum der Sachsen in Jahrhunderten von äußeren Feinden bedroht worden wäre.

Mit dem Auftreten der Franken wurde das anders. Immer näher kam die Bedrohung, und die Sachsen erkannten wohl, daß sie nun, nach der Unterjochung der Alemannen und Friesen, der letzte freie Germanenstamm

---

[66] Winston, a. a. O., S. 130

westlich der Elbe waren. Trotzdem wurde eine gemeinsame und geschlossene Abwehr nicht vorbereitet. „. . . das germanische Heidentum verhielt sich die längste Zeit völlig gleichgültig oder duldend, dann, nach unablässigen Angriffen des Christentums und Frankentums, verteidigend: von einer Gefährdung zu reden des der Zahl und der Macht nach unvergleichlich überlegenen Frankenreiches durch die heidnischen Sachsen, die nicht den zehnten Teil der Bevölkerung jenes Staates zählten, ist grund- und bodenlos. Wenn zuletzt die ununterbrochen gereizten Heiden auch ihrerseits um sich schlugen, die reicheren fränkischen, die verhaßten christlichen Nachbarn heerend überfielen, der weiteren Unterjochung und halb gewaltsamen Bekehrung zuvorzukommen oder Rache zu üben für Schändung und Zerstörung ihrer Heiligtümer, so hatte lediglich der fränkische Angriff und der christliche Eingriff, Jahrhunderte lang fortgeführt, diese Feindseligkeit hervorgerufen: irgendwelche Gefahr, wie etwa dem Römerreich durch die mit Elementargewalt sich ausbreitenden Germanen, drohte dem Frankenreich durch die Sachsen nicht. War an der Sachsenmark zuletzt ein dauernder Zustand gegenseitigen Hasses, gegenseitiger Feindseligkeiten hervorgerufen, der dem großen Karl eine Art Vorwand gab, ‚Ruhe', d. h. Unterwerfung und Zwangstaufe herstellen zu müssen — nicht die Heiden hatten jenen Zustand herbeigeführt, nicht die Heiden hatten ihre christlichen Nachbarn zu unterwerfen, mit Güte oder Gewalt zu bekehren, ihren Gottesdienst mit frevelhafter Herausforderung zu stören und ihre Heiligtümer zu vernichten seit Jahrhunderten planmäßig betrieben"[67])

Diese Feststellungen von Felix Dahn, der sich gründlich mit der Geschichte der Germanen beschäftigt hat, klingen anders als die Darstellungen in den Geschichtsbüchern. Obwohl er von den „Segnungen der fränkisch-christlichen Kultur" spricht, siegt bei ihm die Wahrheit über religiöse Voreingenommenheit.

Karls Entschluß zur Unterwerfung der Sachsen kann also nicht dem Gefühl dringender Notwendigkeit entsprungen sein. Allenfalls kann man ihm folgende Überlegungen zubilligen: Die Sachsen können sich im Laufe der Zeit zu einem geschlossenen Staat entwickeln. Wenn dieser auch allein zu schwach ist, um dem Frankenreich gefährlich zu werden, so kann er sich möglicherweise mit seinen nördlichen Nachbarn, den Dänen, Schweden und Norwegern, vielleicht auch mit anderen Völkern verbünden und dann zu einer Bedrohung werden. Um dieser zukünftigen Gefahr zuvorzukommen, müssen die Sachsen schon jetzt unschädlich gemacht werden. Wie gesagt, derartige Überlegungen wären möglich, aber auch sie berechtigen unserer Meinung nach noch lange nicht zu einem vorbeugenden, einem Präventivkrieg. Noch ernsthafter wäre die Begründung abzulehnen, daß die Franken

[67]) Dahn, a. a. O., 3. Band, S. 832.

als „auserwähltes Volk der katholischen Christenheit" das Recht oder sogar die Pflicht hätten, diese Religion mit den Mitteln der Gewalt weiter zu verbreiten.

Bezeichnend ist nun, wie Karl seine „wichtigste Aufgabe" anpackte. Er zog nicht etwa seinen Heerbann zusammen, er drang nicht mit geballter Macht ins Sachsenland ein, um die Sachsen militärisch zu schlagen, sondern er führte mit geringen Kräften einen schnellen und überraschenden Vorstoß — und zerstörte das Heiligtum des Volkes, die Irminsul auf den Externsteinen bei Horn. Auf eine solche Untat konnten die Sachsen unmöglich gefaßt sein. Bevor sie ihre Krieger benachrichtigt und zusammengezogen hatten, befand sich Karl bereits wieder außerhalb ihres Landes.

Prüfen wir auch hierzu das „Handbuch der Deutschen Geschichte". Dort heißt es: „Sein erster Sachsenfeldzug vom Jahre 772 . . . war noch nichts anderes als die vielen Strafexpeditionen gegen die Sachsen seit Karl Martell." „Die Zerstörung der Irminsul, des gemeinsamen Stammesheiligtums der sächsischen Gaue weist aber vielleicht darauf hin, daß Karl vorsorglich den sich nach dem Bericht Lebuins um diese Zeit anbahnenden strafferen politischen Zusammenschluß der Sachsen ins Herz treffen wollte" (S. 61). Dazu ist zu sagen: Zu einer „Strafexpedition" lag keine Veranlassung vor, denn die Sachsen hatten keine Zwischenfälle verursacht. Der Zug Karls war durchaus etwas anderes als die früheren Feldzüge seiner Vorgänger, denn diese hatten sich wenigstens nicht gegen Heiligtümer gerichtet. Karl kann nicht so dumm gewesen sein, zu meinen, daß er mit der Zerstörung des gemeinsamen Heiligtums eine sich anbahnende Einigung der sächsischen Stämme verhindern konnte. Im Gegenteil, hierdurch mußten sie alle betroffen und erst recht auf die Notwendigkeit einer Einigung hingewiesen werden. Und sie mußten, in ihrem Heiligsten getroffen, zu größtem Zorn angestachelt werden, der sich dann auch gegen christliche Heiligtümer richtete. Wir sehen wieder einmal, wie Geschichte geschrieben wird, wenn es sich, wie bei Karl, um eine geheiligte Person handelt.

Nach der Gesamtlage kann der Handstreich Karls auf die Irminsul sehr wohl die Absicht verfolgt haben, die Sachsen aus ihrer Ruhe zu locken und sie zu Übergriffen zu reizen, um damit die Handhabe zu bekommen, sie dann mit einem Schein des Rechts mit Krieg zu überziehen. Dem entspricht der von Einhard erwähnte Entschluß Karls im Jahre 775: „gegen den treulosen und bundesbrüchigen Stamm der Sachsen den Krieg zu eröffnen und ihn so lange fortzusetzen, bis er sich besiegt der christlichen Religion unterwerfe oder überhaupt ausgerottet werde." Den — willkommenen — Anlaß hatten die Sachsen in der Tat damit geliefert, daß sie in das hessische Grenzgebiet eingefallen waren, als Karl in den Jahren 773/774 in Italien war, wo er das Reich der Langobarden und Italien bis südlich Rom unter seine Herrschaft gebracht hatte.

775 führte Karl den ersten regelrechten Kriegszug gegen die Sachsen. Er zog durch den südlichen Teil des Landes, nahm die Plätze Sigiburg (Hohensyburg an der Ruhr) und Eresburg (Obermarsberg an der Diemel) in Besitz, befestigte sie und stieß von dort bis an die Weser bei Höxter und bis zur Oker vor. Die betroffenen Teile der Sachsen mußten sich unterwerfen.

776 erhoben sich die Sachsen. Daraufhin führte Karl einen Rachezug an die Lippe.

777 hielt Karl einen Reichstag in Teuderi (Paderborn) ab. Auf ihm fanden Massentaufen der unterworfenen Sachsen statt. Sie mußten Treueverpflichtungen abgeben. Sein Recht auf das gesamte Land begründete Karl mit jenen — ebenso abgepreßten — Verpflichtungen, die die Sachsen seinem Vater gegenüber bei dessen Einbrüchen hatten abgeben müssen. Mit diesem „Recht" konnte er diejenigen Sachsen, die gegen ihn standen, als „Empörer" ansprechen und behandeln. Eine sehr geschickte Maßnahme Karls war es, daß er die Herzöge und Edelinge, die ihm Treue geschworen hatten, in Amt und Besitz bestätigte. Damit verpflichtete er sich die führenden Geschlechter und trieb einen Keil zwischen sie und die Bauern. Auch bei den Edelingen der noch freien Teile wurde diese Bevorzugung natürlich bekannt und machte sie in ihrer Haltung wankend. Um die Kirche nicht zu kurz kommen zu lassen, wurde das Land in Sprengel eingeteilt. Kirchen und Klöster wurden gegründet und mit Schenkungen an Ländereien bedacht.

778 führte Karl einen Feldzug nach Spanien, der mit einem Rückschlag endete. Ganz Sachsen einschließlich der unterworfenen Teile erhob sich unter Führung des Herzogs Wittekind (Widukind, Weking) und vertrieb die fränkischen Besatzungen sowie die christlichen Priester. An den Männern, die sich zu den Franken bekannt hatten, wurde ein Strafgericht vollzogen. Ein entscheidender militärischer Sieg wurde jedoch nicht errungen.

779 folgte Karls Gegenschlag, der, weiter nördlich angesetzt, zur Niederwerfung von Westfalen, Engern und Ostfalen führte.

780 sicherte ein neuer Kriegszug, der bis zur Elbe führte, die Erfolge. Über 4000 Geiseln wurden aufgegriffen und in Gewahrsam genommen. In Lippspringe fand ein Reichstag statt. Im Lande sicherten fränkische Truppen die Ruhe. Die Priester taten ihr Werk.

782 hielt Karl wieder einen Reichstag in Lippspringe ab. Auf dieses Jahr wird allgemein die Verkündung des Reichsgesetzes „Capitulatio de partibus Saxoniae" gelegt — andere nennen die Jahre 777, 780, 785, 787, 788 bzw. 790. Dieses Reichsgesetz, auch Capitulare genannt, wird auch in den Geschichtsbüchern kurz erwähnt und dabei von „harten Bestimmungen" (Gebhardt) oder „grausamen Strafen" (Handbuch) gesprochen, wobei letzteres fortfährt, „daß die Sachsen selbst Verstöße gegen ihre staatliche Ständeordnung unter Todesstrafe gestellt hatten". (S. 61)

Das soll offenbar so klingen, als ob die rechtlichen Zustände der Sachsen nunmehr einfach von Karl übernommen worden wären. Diese Erläuterung ist so durchsichtig, daß sie an Irreführung grenzt. So etwas kann nur geschrieben werden, weil kaum jemand die „Capitulatio" kennt. Erstaunlicherweise ist sie im Quellenverzeichnis des „Handbuchs" nicht einmal aufgeführt. Das wirft ein eigenartiges Licht auf die heutige Geschichtswissenschaft.

Da die „Capitulatio" gerade für die Art und Weise der Verchristung der Sachsen kennzeichnend ist, zumal ähnliche Gesetze mit Sicherheit auch gegen andere germanische Stämme erlassen wurden, wird sie nachstehend in ihrem Hauptteil wörtlich gebracht. Der Leser kann dann selbst entscheiden, ob sie etwas mit einer „staatlichen Ständeordnung" zu tun hat.

Capitulatio de Partibus Saxoniae
(Gesetz für die Gebiete Sachsens)[68])

1. Kapitel: „Zunächst wurde bei den schwereren (Straf)satzungen von allen dies beschlossen, daß die Kirchen Christi, wie sie in Sachsen errichtet und Gott geweiht wurden, nicht geringere Ehre haben sollen, sondern größere und hervorragendere, als die Heiligtümer der Götzen hatten."

2. Kapitel: „Wenn jemand Zuflucht in einer Kirche gefunden hat, unterfange sich niemand, ihn gewalttätig aus der Kirche zu vertreiben, sondern er habe Frieden, bis er zum Termin gestellt wird; und zur Ehre Gottes und zur Ehrung der Heiligen dieser Kirche werde ihm das Leben gelassen und alle Glieder; er büße aber die Schuld, soweit er kann und verurteilt ist, und so werde er vor das Angesicht des königlichen Herrn geführt, und dieser schicke ihn, wohin es seine Milde beschließt."

(Asylrecht, damit Eingriff in das Rechtsleben, Sonderstellung der Kirchen und Priester).

3. Kapitel: „Wenn jemand in eine Kirche gewalttätig eindringt und ihr gewaltsam oder diebisch etwas wegnimmt oder diese Kirche durch Feuer einäschert, sterbe er des Todes (morte moriatur)."

(Todesstrafe für Schädigung christlicher Heiligtümer. Man vergleiche damit das Vorgehen Karls und anderer, sowie der Missionare gegen heidnische Heiligtümer.)

4. Kapitel: „Wenn jemand die heilige 40tägige Fastenzeit zwecks Herabsetzung des Christentums verschmäht und Fleisch ißt, sterbe er des Todes; aber dennoch werde vom Pfarrer darauf geachtet, ob nicht vielleicht auf Grund von Not dies bei einem dahin gekommen ist, daß er Fleisch aß."

(Todesstrafe für den Genuß von Fleisch während einer bestimmten Zeit. Macht der Priester über Leben und Tod, da die Strafe von ihrem Urteil abhängig gemacht wird.)

---

[68]) „Kaiser Karls Gesetz", von Prof. Dr. O. Reche, Leipzig, 1935

5. Kapitel: „Wenn jemand einen Bischof oder Priester oder Diakon tötet, werde er in gleicher Weise mit dem Tode bestraft."

(Sonderrecht für Priester, da Ausschluß des sonst möglichen Wehrgeldes. Kein Unterschied, ob Mord, Totschlag oder Notwehr.)

6. Kapitel: „Wenn jemand vom Teufel getäuscht nach Sitte der Heiden glaubt, daß irgend ein Mann oder eine Frau eine Hexe sei und Menschen ißt, und er sie deshalb verbrennt oder ihr Fleisch zum Essen gibt oder sie ißt, werde er mit Todesstrafe bestraft."

(Todesstrafe für den Glauben an Hexen — der bei den Germanen früher unbekannt war, dagegen bei den Christen sehr häufig — und für Menschenfresserei (Kannibalismus). Die Verbrennung von Hexen ist später von den Kirchen Jahrhunderte lang geübt worden.)

7. Kapitel: „Wenn jemand den Körper eines verstorbenen Mannes nach dem Brauch der Heiden durch Feuer verzehren läßt und seine Gebeine zu Asche macht, werde er mit dem Tode bestraft."

(Todesstrafe für die bei den Germanen übliche Totenverbrennung, also für Bestattungsart. Hängt zusammen mit dem christlichen Glauben an die Auferstehung des Fleisches.)

8. Kapitel: „Wenn jemand im Volk der Sachsen fürderhin unter ihnen sich versteckt und ungetauft sich verbergen will, und es verschmäht, zur Taufe zu kommen, und Heide bleiben will, sterbe er des Todes."

(Todesstrafe für Vermeidung der Taufe, also Zwangstaufe unter Todesdrohung).

9. Kapitel: „Wenn jemand einen Mann dem Teufel opfert und nach Sitte der Heiden den Dämonen ein Opfer darbringt, sterbe er des Todes."

(Todesstrafe für Verehrung und Opferung für die Asen — in christlichem Sinne Teufel und Dämonen. Sollten dafür Menschen geopfert worden sein, ist das abzulehnen. Man bedenke aber die zahllosen Menschen, die für den Christengott geopfert worden sind.)

10. Kapitel: „Wenn jemand mit den Heiden eine Verschwörung gegen die Christen eingeht oder mit ihnen in Gegnerschaft zu den Christen verharren will, sterbe er des Todes; und wer auch immer ebendies hinterlistig gegen den König oder das Volk der Christen verabredet, sterbe des Todes."

(Todesstrafe für Verschwörung und Feindschaft gegen Kirche und König. Schon die Gesinnung genügt. Auch Gefangene verfallen nach diesem Recht dem Tode.)

11. Kapitel: „Wenn jemand sich dem königlichen Herrn treulos erweist, werde er mit dem Tode bestraft."

(Todesstrafe auch bei politischem Widerstand.)

12. Kapitel bedroht denjenigen mit der Todesstrafe, der die Tochter seines Herrn raubt.

(Schutz der Edelingsgeschlechter vor Gewaltmaßnahmen der Bauern.)

13. Kapitel: „Wenn jemand seinen Herren oder seine Herrin tötet, werde er in gleicher Weise bestraft."

(Wie zu 12, offenbar nötig wegen der Wut der Bauern über die franken-freundliche Haltung vieler Geschlechter.)

14. Kapitel: „Wenn aber jemand wegen heimlicher Begehung dieser todeswürdigen Verbrechen von selbst zum Pfarrer flieht und nach abgelegter Beichte Buße tun will, werde er auf Zeugnis des Pfarrers vor dem Tode bewahrt."

(Da dieses Kapitel am Ende des 1. Hauptabschnittes steht, kann es sich auf sämtliche bisherigen Punkte beziehen. In jedem Falle bedeutet die Bestimmung eine Sonderstellung der Priester.)

Es folgen nunmehr die „leichteren Bestimmungen" wirtschaftlicher Art.

15. Kapitel: „Über die leichteren Satzungen sind alle übereingekommen: es sollen zu einer jeden Kirche diejenigen Gaugenossen, die zu der Kirche zu gehen haben, einen Hof und zwei Hufen Landes schenken; und je 120 Menschen, Adelige und Freie, in gleicher Weise auch Halbfreie, sollen einen Knecht und eine Magd derselben Kirche zuwenden."

(Abgabe von Land und Menschen für die einzelnen Kirchen.)

16. Kapitel: „Und dies ist durch Christi Gnade beschlossen, daß Kirchen und Pfarrern der zehnte Teil gegeben werde, wann auch immer eine Abgabe an den Fiscus gelangt, sei es als Friedensgeld, sei es als irgendeine Bannbuße oder als eine sonstige Leistung, die dem König gebührt."

(Aufschlag auf sämtliche Abgaben gemäß der heutigen Kirchensteuer.)

17. Kapitel: „In gleicher Weise schreiben wir nach Gottes Gebot vor, daß alle den zehnten Teil des Vermögens und ihres Erwerbes den Kirchen und Pfarrern schenken, und so Adelige und Freie und in gleicher Weise auch Halbfreie ihren Teil Gott zurückgeben sollen, wie ihn Gott jedem Christen gegeben hat."

(Der bekannte „Zehnte", besonders hart für Bauern, da sie jedes zehnte Jahr für die Kirche arbeiten müssen bzw. für die Priester in Vertretung des christlichen Gottes. Eine für die Sachsen bisher unbekannte Auflage.)

18. Kapitel: „An den Sonntagen sollen keine Versammlungen und öffentlichen Zusammenkünfte stattfinden, außer vielleicht wegen dringender Notwendigkeit oder feindlichem Zwang, sondern alle sollen zur Kirche eilen, um

Gottes Wort zu hören und sich mit Gebeten und gerechten Werken zu beschäftigen; und in gleicher Weise sollen sie an den hohen Festtagen Gott und der versammelten Kirche dienen und weltliche Zusammenkünfte meiden."

(Zwangsbesuch der Kirchen an Sonntagen und Festtagen, Verbot der gewohnten Zusammenkünfte.)

19. Kapitel: „In gleicher Weise ist beschlossen, diesen Bestimmungen einzufügen, daß alle Kinder innerhalb eines Jahres getauft werden; und dies bestimmen wir, daß, wenn jemand es ohne Zustimmung oder Erlaubnis des Pfarrers verschmäht, sein Kind im Verlauf eines Jahres zur Taufe zu bringen, er, wenn er von adeligem Geschlecht ist, 120 Schillinge (Solidi) dem Fiscus büße, wenn er ein Freier ist, 60, wenn Halbfreier, 30."

(Zwangstaufe unter Androhung einer hohen Geldstrafe. 1 Solidi galt ein einjähriges Rind oder 30 Scheffel Hafer oder 15 Scheffel Roggen bei den Nordleuten. Das konnte den wirtschaftlichen Zusammenbruch bedeuten.)

20. Kapitel: „Wenn jemand eine verbotene oder unerlaubte Ehe eingegangen ist, (büße er), wenn er Adeliger ist, 60 Schillinge (Solidi), wenn Freier, 30, wenn Halbfreier, 15."

(Welche Ehe verboten oder erlaubt war, bestimmten die Priester. Nicht erlaubt war ein heidnischer Partner.)

21. Kapitel: „Wenn jemand bei den Quellen oder Bäumen oder Hainen seine Andacht verrichtet oder etwas nach der Sitte der Heiden darbringt und zur Ehre der Dämonen ißt, (büße er), wenn er Adeliger ist, 60 Schillinge (Solidi), wenn Freier, 30, wenn Halbfreier, 15; wenn sie aber nichts haben, womit sie auf der Stelle bezahlen können, sollen sie zum Dienst der Kirche geschenkt werden, bis diese Schillinge bezahlt sind."

(Verknechtung für nicht gezahlte Kirchenstrafen.)

22. Kapitel: „Wir befehlen, daß die Leichen der christlichen Sachsen zu den Friedhöfen der Kirche gebracht werden sollen und nicht zu den Grabhügeln der Heiden."

(Bruch mit der alten Sitte.)

23. Kapitel: „Wir setzen fest, daß man Weissager und Zauberer den Kirchen oder Pfarrern überliefern soll."

(Weissager und Zauberer sind die bisherigen geistigen Führer.)

24. Kapitel handelt von dem Verhalten der Amtsstellen gegen „Räuber und Übeltäter".

25.—33. Kapitel enthalten Bestimmungen über Verwaltung, Schuld- und Pfandrecht usw., über Einrichtung der fränkischen Gauverfassung, über Rechte und Pflichten der Gaugrafen.

34. Kapitel verbietet die Abhaltung der früheren allgemeinen Versammlungen. Nur der Gaugraf kann solche einberufen „und von den Pfarrern werde darauf geachtet, daß er es nicht anders halte."

Dieses Gesetz des „großen" Karl spricht für sich. Mit der schauerlich eintönigen Wiederholung der Drohung: „morte moriatur — der sterbe des Todes" ist jede Behauptung von der geistigen Überwindung des Heidentums und von der Sehnsucht der Germanen nach der neuen Lehre widerlegt. Auch das in den Annalen häufig gebrauchte Wort vom „sanften Joch Christi" wird als Zwecklüge entlarvt. Mit Recht schreibt Winston — er legt das Gesetz auf das Jahr 785 —: „Es war ein Gesetz, das ganz Sachsen unter Terrorherrschaft stellte." (S. 217.) Durch sie sollte Sachsen politisch eingegliedert und sollten die Sachsen zu Christen werden. Denn auch jene Meinung, daß Karl in erster Linie politische Ziele verfolgt habe, ist durch dieses Gesetz unhaltbar. Von seinen Vorfahren hatte er es gelernt, daß die politische Macht ohne die Unterwerfung unter die Kirche nie gesichert gewesen wäre. Die Kirche hat Karl heilig gesprochen, sein Handeln war also in ihrem Sinne. Sie trägt damit ihren Teil der Verantwortung.

Wenn Karl erwartet hatte, daß die Sachsen sich nun endgültig beugen würden, hatte er sich getäuscht. Seinen Versuch, einen sächsischen Heerbann für einen Feldzug gegen die Sorben in seinem Heer einzugliedern, nutzte Wittekind zu einem gefährlichen Aufstand. Er vernichtete die Franken in einer Schlacht an der Weser (Süntel, 782). Sofort bot Karl seine ganze Macht auf. Aus verschiedenen Richtungen zogen seine Heere in Sachsen ein. Die sächsischen Aufgebote wichen aus. Unter den üblichen Verwüstungen von Wohnstätten und Feldern — heute „Feldzug der verbrannten Erde" genannt — rückten die Franken langsam vor, konnten die Sachsen jedoch nicht stellen. In Verden machte Karl Halt. Hier ließ er als Rache die gefangenen und mitgeführten 4500 Sachsen an einem Tage hinrichten. Dann ging er unter Zurücklassung von Besatzungstruppen auf den Südwesten des Landes zurück. Er selbst feierte in Diedenhofen, seinem Winterquartier, Weihnachten und Ostern „wie üblich" (lt. Annalen).

Die Untat von Verden ruft bis heute Erschütterung und Empörung hervor. Vergeblich ist aus jenen Kreisen, denen daran gelegen ist, das Bild des großen Karl möglichst rein und fleckenlos zu erhalten, versucht worden, das Ereignis überhaupt oder zum mindesten die Zahl von 4500 zu leugnen. Verden ist und bleibt eine jener Schreckenstaten, mit denen, wie in Cannstatt 746, ein freier Stamm zerbrochen werden sollte. In Cannstatt gelang das — immerhin hatten die Alemannen schon 50 Jahre Krieg geführt, das Land war kleiner und vom Feind eingeschlossen. In Verden gelang es nicht. Im Gegenteil, nun erst wußten die Sachsen, wozu ihr Feind fähig war.

783 bis 785 versuchte Wittekind immer wieder, die Sachsen zum Widerstand zusammenzufassen und zu einen. Da er auf die Großen seines Stammes nicht zählen konnte, mußte er sich auf die Bauern stützen. Winston benutzt sogar den Ausdruck „Klassenverrat", den Wittekind, selbst einer der Großen, getrieben haben soll. Er kann sich offenbar nicht vorstellen, daß es

in einem Freiheitskampf nicht auf Beruf, Stellung und Vermögen ankommt, sondern auf den Willen, und daß dieser häufig in sogenannten unteren Schichten stärker entwickelt ist als in höheren. Die gleiche Erfahrung machte über 1000 Jahre später wieder ein bekannter Feldherr und Freiheitskämpfer: Erich Ludendorff. Ihm wurde ebenfalls von seinen Berufsgenossen vorgeworfen, daß er sich nicht „standesgemäß" aufführe, und sie sagten sich von ihm los. Ludendorff schrieb im Jahre 1924: „Im Volke, im sogenannten gewöhnlichen Volke, in der Arbeiterschaft, im Mittelstand, da stecken die sittlichen Kräfte, die uns ein neues Deutschland, das völkisch sein oder nicht sein wird, schaffen werden. Nicht in den oberen Zehntausend. Ich habe ja auch einmal dazu gehört. Ich rechne mich nicht mehr dazu, da ist so viel faul und feige und korrupt. Da kann das Samenkorn des neuen Deutschland nicht gedeihen."

Wittekind versuchte auch, die Friesen, Thüringer und Dänen zu einem gemeinsamen Kampf gegen die Franken zu bewegen. Noch einmal, nach 50 Jahren der Ruhe, erhoben sich die Friesen. Von den noch freien Teilen des Landes ging ein Sturm aus, der schnell auf die unter fränkischer Herrschaft stehenden Gebiete übergriff. Er fegte die Franken und die Priester hinweg. Es zeigte sich, daß selbst 50 Jahre nicht vermocht hatten, das Volk an fremde Herrschaft und an fremden Glauben zu gewöhnen. Friesland war wieder frei.

Doch die Thüringer zögerten, und die Dänen versagten sich. Auch die Sachsen, deren Land ja zum Teil besetzt war, beteiligten sich nicht in ihrer Gesamtheit. Zu stark war der äußere Druck. Zu stark war auch der innere Bruch. Damit war Wittekinds Wollen zum Scheitern verurteilt. In dreijährigem blutigen Ringen gelang es Karl, den Aufstand niederzuschlagen. Immer weiter schob er seine Besatzung nach Osten und Norden vor. Als Wittekind erkannte, daß der Kampf aussichtslos war, unterwarf er sich Karl. Er trat damit aus der Geschichte ab. Hauck stellt fest, daß sichere Nachrichten über den Ausgang Wittekinds fehlen. Alle Angaben der christlichen Annalen, daß Wittekind die Taufe empfangen habe und daß er sogar von Karl in seinem Besitz bestätigt worden sei, Angaben, die sogar in wissenschaftlichen Werken wiedergegeben werden, sind gegenstandslos. Bis zur Elbe geriet das Land der Sachsen in die Hände der fränkischen Heere und der Priester, die nun überall darangehen konnten, die Bestimmungen der Capitulatio durchzusetzen. Ruhe kehrte ein, aber es war erzwungene Ruhe.

786 empörten sich einige thüringische Große, aber nun war es zu spät.

787 errichtete Karl das Bistum Bremen. Sachsen schien soweit zu sein, daß Karl sächsische Aufgebote für seine Kriege gegen die Bayern, die Stämme ostwärts der Elbe und gegen die Awaren heranziehen konnte. Später verwandte er sie sogar zum Kampf gegen die eigenen Stammesgenossen. Diese Maßnahme diente nicht nur der Schonung fränkischer Kräfte, sondern auch

zur Gewöhnung der neu gewonnenen Untertanen an fränkische Befehlsgewalt. Auch in den Kriegszügen gegen die Sachsen hatte Karl in erster Linie Aufgebote der Alemannen, Thüringer und Ostfranken eingesetzt.

788 wurde der Bayernherzog Tassilo, der Karl zwar in den vergangenen Jahren einige Schwierigkeiten gemacht hatte, den er aber noch ein Jahr vorher in allen Ehren neu bestätigt hatte, unter recht gesuchten Vorwänden in einer Art „Schauprozeß" (so nennt es Winston) abgesetzt. Er selbst und seine ganze Familie verschwanden im Kloster. Bayern wurde in das Frankenreich eingegliedert.

789 führte Karl einen Feldzug über die Elbe gegen die Liutizen (Welatabier), die etwa im Raum des westlichen Landes Brandenburg und in Vorpommern saßen. Dieser Zug sollte wiederum der „Sicherung" dienen. Er drang verwüstend bis zur Peene vor und erzwang von den Gau-Häuptlingen die Anerkennung seiner Oberhoheit. Die Führer der Liutizen fühlten sich natürlich durch dieses gewaltsam erpreßte Versprechen nicht gebunden.

791 begannen die Kriegszüge gegen die Awaren, die ebenfalls mit aller Härte geführt wurden. Während Karl weit im Südosten beschäftigt war, brach in Sachsen ein Aufstand los, ausgehend vom noch freien Nordalbingien (nördlich der Elbe). Er griff schnell auf den Gau Wigmodien (zwischen Elbe und Weser) und den Bardengau (Raum Lüneburg) über. Die Unruhen in Sachsen veranlaßten Karl, sich wieder vornehmlich diesem Lande zuzuwenden. Neue wechselvolle und blutige Kämpfe entbrannten. Neben dem militärischen Einsatz griff Karl erstmalig zum Mittel von Zwangsaussiedlungen der sächsischen Bevölkerung. Aus den unruhigen Gauen wurden Tausende mit Weib und Kind hinweggeführt und an anderen Gegenden des Reiches angesiedelt. Das frei gewordene Land wurde Franken zugeteilt. Außerdem veranlaßte der „christliche" Kaiser die heidnischen Obotriten (Raum Mecklenburg), kriegerisch gegen Nordalbingien vorzugehen, wofür er ihnen einen Teil des Landes versprach. 797 milderte Karl die harten Bestimmungen der Capitulatio von 782. Im Jahre 804, nach 32 Jahren Krieg, war der letzte Widerstand gebrochen.

Das Frankenreich reichte nunmehr im Norden bis zur Eider und grenzte dort unmittelbar an Dänemark. Als Schutzwall errichteten die Dänen später von der Schlei bis zur Treene das Danewerk, das noch heute in Teilen vorhanden ist. Durch Nordalbingien (Holstein) wurde als Grenzwall gegen die Wagrier und Obotriten der „limes Saxoniae" (Sachsenwall) gebaut (etwa in der Linie Kiel bis Lauenburg/Elbe). Die Grenze folgte dann der Elbe und Saale. Ostwärts der Flüsse saßen die Stämme der Obotriten, Liutizen und Sorben. An die Sorben schlossen sich nach Süden die Böhmen an. Gegen alle diese Stämme führte Karl im Laufe der Jahre mehrere Kriegszüge und machte sie tributpflichtig. Immerhin blieben sie im Inneren selbständig. Sie mußten

christliche Prediger ins Land lassen, das Christentum wurde ihnen aber nicht gewaltsam aufgezwungen.

In den Alpenländern wurden die Awaren bis etwa 800 in mehreren Feldzügen besiegt, unterworfen oder vertrieben. Die neue Grenze lag hier an der Leitha (in Höhe von Preßburg—Neusiedler-See und südlich). Sie umschloß Karantanien (Kärnten) und Friaul (Krain). Wieder zogen Siedler, besonders aus Bayern, in das Land. Das Gebiet bis zur Donau (Pannonien) wurde ebenfalls einbezogen, der Raum ostwärts bis zur Theiß blieb vorerst wüst.

Karl sah in seinem Reich einmal eine Fortführung des römischen Imperiums, zum anderen eine Art von römisch-katholischen Gottesstaat. Er war ja, wie es heißt „a deo coronatus", also von Gott zum Kaiser dieses Reiches gekrönt worden, nämlich vom Gott der römischen Kirche. Demgemäß setzte er den Dienst für sich gleich dem Dienst an Gott. Umgekehrt galten Vergehen gegen das Christentum als Vergehen gegen den Staat. Wo „Ketzereien" auftraten, was besonders in Spanien der Fall war, wo kirchliche Würdenträger in Gedankenaustausch mit den freieren Anschauungen des Islam gerieten, griff er mit aller Schärfe ein. Es ist bezeugt, daß Karls bevorzugter Lesestoff das Werk des Kirchenvaters Augustin „Civitas Dei", der „Gottesstaat", war. Auch beschäftigte er sich viel und eingehend mit theologischen Fragen. In Auseinandersetzungen über den richtigen Glauben, die schon damals recht spitzfindig waren, konnte er aus eigenem Wissen urteilen und Entscheidungen fällen.

Bei aller inneren Verbundenheit zum Christentum und bei aller äußeren Verbindung zur Kirche war Karl keineswegs blind gegenüber den Schwächen dieser Einrichtung und der Vertreter der Kirche. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens versuchte Karl immer wieder, auf eigens dafür einberufenen Synoden und durch zahlreiche Einzelverfügungen eine Erneuerung zu erreichen. „Um jene Zeit begann Karl auch eine durchgreifende Reform der Kirche. Das war ein Projekt, das niemals zu Ende kam, weder während seiner Regierung noch lange danach, denn Reichtum und Vorrechte zogen skrupellose Männer an wie eine Schafherde die Wölfe — um ein für die Zeit kennzeichnendes Bild zu benutzen. Karl nahm es mit diesen Reformen sehr ernst; er betrachtete sich selbst als Verteidiger der Kirche unter dem besonderen Schutz Christi . . ."[69])

Es ist bezeichnend, daß die Geschichtsbücher diese Seite des großen Karl nur nebenbei erwähnen, wenn sie es überhaupt tun. Es ergibt sich nämlich die Folgerung — die für einen Christen einigermaßen peinlich ist —, daß die Vertreter der Kirche auch jetzt noch nicht jene Vorbilder einer höheren

---

[69]) Winston, a. a. O., S. 253.

Kultur und Sittlichkeit waren, als die sie allgemein hingestellt werden. Gerade für unsere Untersuchung ist dieser Punkt wichtig. Er soll also durch einige Beispiele belegt werden: „Ebenfalls zum hundertsten Male wiederholte Karl seine Ermahnungen den Klerikern gegenüber und betonte jetzt, daß die Verpflichtung, den Kanons der Kirche gemäß zu leben, in ihrem Treueid auf ihn enthalten sei. Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen durften die ihnen Unterstehenden nicht durch harte und despotische Herrschaft unterdrücken, sondern sollten ihre Herde mit Liebe, Barmherzigkeit und Milde und durch das Beispiel ihrer eigenen guten Werke leiten. Äbte sollten sich in allen Dingen nach der benediktinischen Regel richten; sie sollten mit ihren Mönchen leben, ihren Bischöfen gehorsam sein, den Besitz der Kirche nicht verkaufen. Mönche sollten nicht umherwandern, ja nicht einmal das Kloster verlassen, es sei denn, sie würden durch große Not dazu gezwungen. Falls sie reisen müßten, solle der Bischof ihnen ein Zeugnis über ihre gute Führung aushändigen. Mönche 'sollen nicht danach streben, weltliche Dinge zu gewinnen oder zu wünschen. Denn alle Christen auf dieser Welt sollen Habsucht und Begierde meiden, doch vor allem jene, die der Welt und ihren Wünschen entsagt haben . . . Es ist uns zu Ohren gekommen, daß viele in den Klöstern sich der Hurerei, widernatürlicher Unzucht und Unsauberkeit ergeben haben . . . Ganz besonders betrübt und beunruhigt uns die Feststellung, daß einige von den Mönchen Sodomiter seien.'

Priester, die nicht Mönche waren, der ‚weltliche Klerus', sollten ‚weder huren, noch stehlen, weder morden noch schänden, sie sollten weder zänkisch noch zornig, weder stolz noch trunksüchtig sein, sondern keusch an Leib und Seele, demütig, bescheiden, nüchtern, sanftmütig und friedfertig.'

Diese Instruktionen und andere, die Karl zu jener Zeit erließ, darf man umgekehrt auch als einen Katalog aller Übel jener Epoche lesen."[70]

Gerade dieser letzte Hinweis Winstons ist wichtig. Ihn vor Augen behaltend empfiehlt es sich, die Ausführungen noch einmal zu lesen.

Der Kirchenhistoriker Hauck beleuchtet andere Punkte:

„Karl durchschaute das verwerfliche Spiel, welches die Männer der Kirche vielfach trieben, um das Kirchengut zu vermehren. Sie mißbrauchten Glaube und Aberglaube der Menge, scheuten selbst vor Gewalttaten nicht zurück, um die kleinen Besitzer zum Verzicht auf ihr Gut zu bewegen. Karl hat ihnen dies offen zum Vorwurf gemacht. Wir besitzen aus seinen letzten Jahren ein paar Aufzeichnungen, welche sich auf diese Dinge beziehen, kurze Notizen über die Punkte, welche er auf Versammlungen der Bischöfe zur Sprache bringen wollte. Es sind die herbsten und spitzigsten Äußerungen Karls, welche überhaupt auf uns gekommen sind. Da liest man:

[70]) Winston, a. a. O., S. 373.

Wir wollen die Männer, welche die heiligen Schriften nicht allein selbst lesen, sondern auch andere lehren wollen, fragen, wer diejenigen sind, denen der Apostel zuruft: Seid meine Nachfolger, von denen er sagt: Kein Kriegsmann Gottes verflicht sich in weltliche Geschäfte, und wie man dem Apostel nachfolgen oder den Kriegsdienst Gottes leisten soll. Sodann sollen sie uns die Wahrheit darüber sagen, was es bei ihnen heißt, die Welt verlassen, oder woran die, welche die Welt verlassen, von denen, welche ihr folgen, unterschieden werden können, ob allein daran, daß sie kein Schwert tragen und nicht öffentlich verheiratet sind. Auch muß man sie fragen, ob der die Welt verlassen hat, der nicht abläßt, Tag für Tag seinen Besitz zu vermehren, auf jede Weise und durch jeden Kunstgriff, indem er bald die Seligkeit des Himmelreichs verheißt, bald die ewige Pein der Hölle droht, indem er im Namen Gottes oder irgend eines Heiligen die Reichen wie die einfältigen Armen ihrer Habe beraubt, den rechtmäßigen Erben ihr Erbteil entzieht, dadurch eine Menge Leute in Armut stürzt und so zu Verbrechen und Übeltaten antreibt; sie werden gewissermaßen gezwungen, zu stehlen und zu rauben, da ihnen ihr väterliches Erbteil von anderen weggenommen ist.

Weiter muß man untersuchen, wie der die Welt verlassen hat, welcher vor Begierde nach Dingen, die er einen anderen besitzen sieht, brennt und, um sie zu erlangen, Leute bezahlt, daß sie falsch schwören und falsch Zeugnis geben, der nicht einen gerechten und gottesfürchtigen Vogt oder Propst sucht, sondern einen harten, habsüchtigen, gewissenlosen, der bei dem Erwerb nicht nach dem Wie, sondern nach dem Wieviel fragt.

Auf einem zweiten Zettel notierte sich der Kaiser, daß die Armen sich darüber beklagten, daß man sie ihres Eigentums beraube: diese Vorwürfe richteten sich gegen die Bischöfe und Äbte wie gegen die Grafen. Sie behaupteten, daß geistliche und weltliche Große diejenigen, welche sich weigerten, ihnen ihre Güter zu übergeben, so lange bedrückten, bis sie ruiniert seien und nun das Ihre mit oder ohne ihren Willen den Großen übergäben oder verkauften. Das alles war ebenso richtig wie einleuchtend; aber es war erfolglos. In diesem Punkt erwies sich der Eigennutz des Klerus als größer denn seine Gewissenhaftigkeit. Die Synode von Tours im Jahre 813 hatte sogar den Mut, jedes Unrecht zu leugnen: es gebe niemand, der sich auch nur beklagen wollte. Denn bei den Schenkungen an die Kirche hätten die Geber noch einen Vermögensvorteil". [71])

Diese letzterwähnte freche Ausrede ist wiederum bezeichnend dafür, daß die Herren der Kirche gar nicht daran dachten, die berechtigten Klagen Karls, des Kaisers, irgendwie zu berücksichtigen. Welch unvorstellbaren Ausmaße die Vermehrung des Besitzes der Kirchen und Klöster angenommen hatte,

---

[71]) Hauck, a. a. O., Band 2, Seite 220.

und zwar eben überwiegend durch „Schenkungen", wird durch folgende Beispiele beleuchtet:

„Die reichste Ernte sammelten die Klöster. Hersfeld erwarb in ungefähr 30 Jahren gegen 2000 größere und kleinere Besitzstücke in 195 Ortschaften. Weißenburg fielen in Karls Zeit 111 Schenkungen zu, St. Gallen 119, Lorsch weit über 1000; in Fulda waren es schwerlich weniger . . . Das Kloster St. Gallen besaß bis zum Jahre 768 nur in 6 bis 8 Orten des heutigen Württemberg Grund und Boden, dagegen sind im Jahre 800 in 76 Orten St. Gallische Güter nachgewiesen".[72])

Die weltlichen Großen rafften ebenfalls Bauernhöfe an sich, wenn auch nicht in demselben Ausmaß. Diese Großen waren neu eingesetzte fränkische Grafen, aber auch viele der einheimischen Edelinge, für die bei den neuen Verhältnissen die alte Ordnung nicht mehr galt.

„Allein dieser wirtschaftliche Gesichtspunkt ist doch nicht der ausschließlich maßgebende: gesellschaftlich, zumal aber politisch, haben die großen geistlichen und weltlichen Latifundien mit geradezu mörderischem Verderben gewirkt: sie haben die Vernichtung der Gemeinfreien, die Alleinherrschaft des weltlichen Adels und damit die Auflösung des Königtums herbeigeführt, des Königtums, das allein der Hort nicht nur des Staates, auch des Volkes war in den Reichen dieser Jahrhunderte"[73])

Diese Sätze, für die Zeit der ersten Arnulfinger geschrieben, gelten sinngemäß auch für die Entwicklung der Kirchengüter unter Karl dem Großen.

Ja, sie gelten im Grunde für jede Zeit. Heute, im 20. Jahrhundert, ist die Romkirche immer noch eine der stärksten Wirtschaftsmächte der Welt. Ihr Vermögen besteht heute allerdings nicht mehr in Ländereien, sondern in Geld, das in Banken und in großen Unternehmen arbeitet. Wie damals ringen Mittelstand und Bauerntum um ihre Erhaltung gegen wirtschaftliche Großmächte. Und wie damals kann oder will der Staat nichts dagegen tun, weil die Bindungen an jene Mächte zu stark sind. Das Christentum hat also entgegen allen Behauptungen den Armen zu keiner Zeit Hilfe und Unterstützung gebracht.

Ebenso erfolglos wie auf diesem Gebiet waren Karls Bemühungen, die unbeschreiblichen Auswüchse des Wunder- und Aberglaubens sowie des Reliquienkults abzustellen. Gab die wirtschaftliche Verknechtung den Priestern Macht über die Körper, so sicherten sie hiermit den Einfluß auf die Seelen der Menschen. Diese Mittel wurden also voll ausgenutzt. Da der Kaiser selbst gläubig war, und da auch im Kreise seiner engsten Berater der Glauben an die einfältigsten Wunder und an die Wirksamkeit von Reliquien herrschte, bestanden keinerlei Voraussetzungen für eine durchgreifende

---

[72]) Hauck, a. a. O., Band 2, Seite 222.

[73]) Dahn, a. a. O., 3. Band, S. 675.

Änderung. Hier ist es bemerkenswert, daß die Sachsen zu Anfang ihrer Verchristung noch die Wundergeschichten ablehnten. Aber dieser „Unglaube" mußte überwunden werden. Hauck schreibt: „Es dauerte auch nicht lange, bis der Wunderglaube in Sachsen die gleiche Höhe erreichte wie im übrigen Deutschland." Im „Handbuch der Deutschen Geschichte" wird das so ausgedrückt: „Die für Christus gewonnenen Sachsen haben seine Lehre mit der gleichen Innigkeit und Festigkeit ergriffen, mit der sie zuvor ihren Götterglauben betätigt und verteidigt hatten" (S. 62). Das ist neuzeitliche Sprachregelung!

Bei den Sachsen ging also die gleiche Entwicklung vor sich wie bei den anderen germanischen Stämmen nach ihrer Verchristung. Wenn vom religiösen Umbruch behauptet wurde und behauptet wird, daß er die Heiden zu einer höheren Stufe geführt habe, so trifft das einfach nicht zu. Sie wurden im Gegenteil gerade durch die Verchristung in den tiefsten Aberglauben gestoßen. Das konnte auch gar nicht anders sein. Urplötzlich war ihnen der alte Glauben genommen worden. Niemand wird ihn als vollkommen bezeichnen wollen. Aber er war aus ihrem Wesen entsprungen, war unlösbarer Teil ihres Lebens, der sie umgebenden Natur und ihrer Geschichte. Von diesen Wurzeln ihres Seins wurden sie nun abgeschnitten. Damit mußten sie haltlos werden und anfällig für seelische Krankheiten. Ja, wenn das Christentum ihnen wirklich neue Werte, neue Maßstäbe hätte geben können. Zunächst erfuhren die Germanen von ihm kaum mehr als die Taufformel, mit der sie ihren Übertritt vollziehen mußten. Die Taufe ging unter folgendem Zwiegespräch zwischen Priester und Täufling vor sich:

„Entsagst Du dem Teufel?"
„Ich entsage dem Teufel."
„Und allem Teufelsdienst?"
„Und allem Teufelsdienst."
„Und allen Teufelswerken?"
„Und ich entsage allen Teufelswerken
und -worten, Thunar und Woden und Saxnot und
allen Unholden, die ihre Genossen sind."
„Glaubst Du an Gott, den allmächtigen Vater?"
„Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater."
„Glaubst Du an den Christ, Gottes Sohn?"
„Ich glaube an Christ, Gottes Sohn."
„Glaubst Du an den Heiligen Geist?"
„Ich glaube an den Heiligen Geist."
„So taufe ich Dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Geistes und nehme dich auf in unsere heilige katholische Kirche. Gesegnet bist du, gesegnet sei dein Leben, gesegnet dein Sterben, gesegnet dein Eingang zur ewigen Freude. Amen."

Damit waren sie Christen geworden. Was die Priester ihnen später erzählten, war so fremdartig, daß es keine andere Möglichkeit gab als es hinzunehmen, für wahr zu halten, zu glauben. Das fränkische Schwert stand dahinter.

Die Geschichte des Christentums zeigt, daß es wirklich kaum Völker gab, die es sofort und freiwillig angenommen haben. Und dem Zwang folgten überall die gleichen Verfallserscheinungen, wie wir sie aus diesen Jahrhunderten bei den Germanen sehen. Seien es die Indianer Nord-, Mittel- und Südamerikas, seien es die Völker Afrikas, seien es die Inder oder die Südseeinsulaner, bei allen traten Entwurzelung und Entsittlichung ein. Man lese hierüber die Berichte ehrlicher Missionare, wie sie z. B. in dem Buch „Völkerentartung unter dem Kreuz" von Alfred Miller, Leipzig, niedergelegt sind. Ja, selbst das Wissen der fränkischen Herrscher, daß ihre Macht erst mit der Vernichtung der alten Religion und mit dem Aufzwingen des Christentums gesichert war, lebte bei den Machthabern späterer Jahrhunderte weiter. Noch vor einhundert Jahren schrieb man in Blättern englischer Missionskreise: „Wir müssen Indien bekehren, wenn wir es behalten wollen" und „die Verbreitung der Bibel ist die einzig sicherstellende Politik Englands in Indien." (Miller, a. a. O., S. 36).

Es ist eine geschichtlich unbestreitbare Tatsache: Keine Religion dieser Erde ist je so eng mit politischer Macht, mit Gewissenszwang, mit Geschäften jeder Art (z. B. Sklavenhandel) und mit Krieg verbunden gewesen wie das Christentum.

Doch, wir sagten es schon, „das Christentum" als solches gibt es nicht. Es war und ist zu keiner Zeit und in keinem Land dasselbe. Jedenfalls: in der Form, in der es damals den Germanen ostwärts des Rheins aufgezwungen wurde, konnte es von ihnen nicht aufgenommen werden, geschweige denn eine sittliche Kraft ausstrahlen. Erst mußte es dem Wesen der germanischen Menschen angeglichen und von ihm umgedichtet werden, damit es wenigstens in etwa seinem göttlichen Erleben entsprach. Wenige Jahrzehnte später ist eine solche Umdichtung im wörtlichen Sinne von einem Sachsen im „Heliand" vorgenommen worden. Von dieser Dichtung wird später zu reden sein.

So gilt für die Germanen zwischen Rhein und Elbe-Saale das Gleiche, was Prof. Grönbech für die Verchristung der „Nordländer", also der Germanen in Skandinavien schreibt:

„Von einer inneren Auflösung des Heidentums zu sprechen, dazu fehlt die Begründung in der Geschichte. Die Lebenskraft zeigt sich am stärksten darin, daß die alte Kultur sich unter den Formen des Christentums behauptete . . . Nicht nur wurden die nordischen Ideale und die nordische Lebensauffassung bewahrt, sondern auch die wichtigsten alten religiösen Formen gingen mit in den neuen Glauben über. Das kultische Trinkgelage erhielt die gesetzliche

Sanktionierung als ein Glied im Gottesdienst.“ „. . . es ist oberflächliche Geschichtsdarstellung, zu sagen, daß das Christentum unter den Nordländern im 11. Jahrhundert eingeführt wurde. Es war vielmehr so, daß im Norden bei dem Zusammentreffen mit dem fremden Glauben **eine neue Religion entstand, die ihr eigenes Gepräge** und ihren eigenen organischen Zusammenhang hat **und die sich in Geist und Form von dem Katholizismus des Südens scheidet.** Aber die historische Kontinuität, die im nordischen Mittelalter so ans Tageslicht tritt, findet sich auch bei den übrigen Germanen, wenn auch unter etwas mehr verschleierten Formen . . . In der Stille wirkt das Volk mit an der Geschichte, und oft genug sind es Antriebe aus der Tiefe, die für den Gang des Geisteslebens bestimmend sind.“[74])

Diese neue Religion mußte allerdings zwangsläufig noch mehr innere Widersprüche aufweisen als die alte christliche, denn in ihr waren nunmehr neben jüdischen, buddhistischen, ägyptischen, vorderasiatischen, griechischen und römischen Grundzügen auch noch germanische enthalten. Noch mehr als früher konnte also jeder daraus entnehmen, was er für richtig hielt. Wir sehen es an den Auseinandersetzungen innerhalb der Kirchen selbst, daß diese Widersprüche bis heute nicht aufgelöst sind. „Das“ Christentum gibt es auch heute nicht!

Für Kaiser Karl steht jedenfalls fest: Er war ein Gläubiger des damaligen Christentums der römischen Kirche, und er war politisch mit dieser Kirche eng verbunden. Trotzdem hatte er sich gegenüber den Vertretern dieser Kirche und gegenüber ihren äußeren Erscheinungsformen klaren Blick und kritisches Urteil bewahrt. Seine innere Unabhängigkeit zeigt sich nicht zuletzt daran, daß er im Jahre 813 seinen Sohn Ludwig ohne Mitwirkung des Papstes und irgendeines Priesters zum Mitkaiser krönte — in Aachen und nicht in Rom. Gewiß, Karl fühlte sich als Oberhaupt dieser Kirche und mochte sich in dieser Eigenschaft zu diesem Schritt für alleinberechtigt halten. Die geistlichen Vertreter der Kirche jedoch werden nicht erfreut gewesen sein, daß dieser Staatsakt ohne ihren Segen vonstatten ging.

Karl starb 814. Die Geschichtswissenschaft hat ihm den Beinamen „der Große“ verliehen. Da er für die Ausbreitung des Christentums erfolgreich gewirkt hat, ist diese Bezeichnung vom Standpunkt Roms berechtigt, vielleicht auch von dem jedes anderen Christen. Ebenso können die Franzosen als Nachkommen der Franken seine politischen Erfolge von ihrer Sicht aus als groß sehen. Für die damaligen Germanen ostwärts des Rheins und für die heutigen Deutschen aber verdient Karl diese geschichtliche Erhöhung nicht, denn hier ist er in erster Linie als Eroberer und sogar als Vergewalti-

---

[74]) Lehrbuch der Religionsgeschichte, a. a. O., S. 598 u. 600, Hervorhebung vom Verf.)

ger des Gewissens aufgetreten. Fraglos war Karl eine überragende Herrscherpersönlichkeit. Doch dies wie die Tatsache, daß er ein großes Reich geschaffen hat, ist noch kein Anlaß zu jenem überschwenglichen Lob, das er bis heute auch in deutschen Geschichtswerken findet. Allmählich sollte man dahin gekommen sein, nicht nur auf äußere Macht und blutige Erfolge zu sehen, sondern auf sittliche und moralische Haltung.

Das Reich Karls war zudem für die damaligen Verhältnisse zu groß. Es trug den Keim des Zerfalls bereits in sich. Zu unterschiedlich waren seine Teile: Francien, Germanien und Italien.

Ludwig der Fromme

Karls Sohn und Nachfolger Ludwig (814—840) besaß nicht die Fähigkeiten, dieses Reich zusammenzuhalten. Er rieb sich in inneren Streitigkeiten mit seinen Söhnen auf. Sein Versuch, einen „Civitas Dei", einen Gottesstaat, zu errichten, in dem die völkischen Unterschiede gegenüber der Gemeinsamkeit eines „Christenvolkes" aufgehoben werden sollten und in dem dann „ewiger Friede" herrschen sollte, scheiterte — weil er scheitern mußte. Es sind dies Ziele, die uns merkwürdig bekannt vorkommen. Sie werden von römischer Seite auch heute angestrebt. Neben ihnen tauchen seit gewisser Zeit die Begriffe „Menschheit" und „Weltregierung" auf. Diese ebenfalls weltanschaulich begründeten Ziele sollen ja auch den „ewigen Frieden" herbeiführen. Da sie sich gegen die naturgegebene Ordnung richten, werden sie sich allerhöchstens durch Gewalt erreichen lassen — wie damals. Und wie damals müssen diese Erfolge trügerisch sein.

Unter Ludwig stockte die weitere Verbreitung des Christentums. Offenbar wollte auch jetzt niemand diese Religion freiwillig annehmen. In fast kindlicher Offenheit wird dazu von christlicher Seite berichtet:

„Eine Folge des politischen Verfalls des Karolingerreiches war der Niedergang der fränkischen Mission. Unter Karl dem Großen war der Mission stets die politische Eroberung vorausgegangen; Ludwig der Fromme wollte missionieren, ohne zu erobern; dadurch verlor die Mission die gediegene Grundlage, die sie unter Karl gehabt hatte. Sie blieb daher im Norden trotz der Errichtung einer nordischen Metropole in Hamburg fast erfolglos, im Süden wurden die fränkischen Missionare durch Rom und die Byzantiner verdrängt.[75])

Deutlicher kann es wohl nicht gesagt werden: Eroberung war die „gediegene Grundlage" der Verchristung!

Ludwig, der seinen Beinamen „der Fromme" zu Recht trägt, vertraute wahrscheinlich überzeugt einer inneren Überlegenheit des Christentums. Jedenfalls setzte er Ansgar zur friedlichen Mission im Raum nördlich der Elbe an. Dieser gelangte 826 im Gefolge des Dänenkönigs Harald nach Schleswig, wurde aber schon ein Jahr später zusammen mit dem König vertrieben. Daraufhin ging er 829 nach Schweden, wo er mit „bescheidenem Erfolg" wirkte. Gegen Ende des Jahrhunderts war auch hier das Christentum wieder beseitigt. 831 gründete Ludwig das Bistum Hamburg und übergab es Ansgar. Schon 845 wurde Hamburg von den Dänen eingenommen. Ansgar entkam mit Mühe nach Bremen. Das gesamte Missionswerk brach zusammen. „So ist Ansgars herkömmlicher Ehrentitel ,Apostel

---

[75]) Karl Heussi, Dr. theol. et phil.: „Kompendium der Kirchengeschichte", 5. umgearbeitete Auflage, 1922, Seite 139.

des Nordens' völlig ungerechtfertigt" (Heussi). Das hindert die Kirche natürlich nicht daran, Ansgar unter dieser Bezeichnung heute noch zu feiern.

Auch an den Ostgrenzen machte die Verchristung keine Fortschritte. Das gilt nicht nur für die Zeit Ludwigs des Frommen, sondern auch für die seiner Nachfolger. Um den äußeren Rahmen zu geben, seien die Kaiser und Könige noch einmal aufgeführt, die im Ostreich, in Ostfrancien, herrschten. Es waren: Ludwig — von der späteren Geschichtsschreibung „der Deutsche" genannt —, (843—876), Karl III., der Dicke (876—887), Arnulf von Kärnten, (887—899), Ludwig das Kind, (900—911). Diese Aufzählung könnte den Eindruck erwecken, als ob die Nachfolge jeweils reibungslos vor sich gegangen wäre. Das trifft jedoch nicht zu. Seit der Zeit Ludwigs des Frommen tobten schwere innere Machtkämpfe, hervorgerufen durch die Angehörigen des Herrscherhauses. Immer wieder standen Söhne gegen Väter, Väter gegen Söhne, Brüder gegen Brüder. Letzteres war, wie wir gesehen haben, bei dem Geschlecht nichts Neues, nur hatte sich bisher immer einer der Brüder als Alleinherrscher durchgesetzt. Das gelang jetzt nur vorübergehend oder überhaupt nicht. Es ist aber unnötig, dem Hin und Her von Kriegen, Ränken, falschen und echten Versöhnungen, ehrlichen und unehrlichen Verträgen und Absprachen nachzugehen. Die letzten Jahrzehnte des Frankengeschlechts erinnern an die Zustände bei den Merowingern, wenn auch ohne die schlimmsten Auswüchse.

Das Entscheidende dieser Jahrzehnte ist, daß die natürlichen Gegensätze innerhalb des Reiches immer stärker hevortraten. Hier das germanische Ostreich, dort das romanische Westreich hatten ein Eigengewicht bekommen, das sich trotz aller äußeren Machtverschiebungen am Ende durchsetzte. Wie dabei Francia Orientalis, Ostfranken, zum selbständigen Reich wurde, ist eine Entwicklung, die sich neben den äußeren Ereignissen in der Stille vollzog. Ein Einblick in die geistig-seelischen Wandlungen jener Zeit ist für das geschichtliche Verständnis wesentlicher als die Kenntnis von Jahreszahlen über Könige, Schlachten und Verträge.

Germanentum und Christentum

Etwa in den Jahren 825 bis 835 wurde in Sachsen der „Heliand" gedichtet. Hauck schreibt darüber: „Da ist nun die erste Bemerkung, die sich aufdrängt, daß sicher nicht absichtlich, sondern unwillkürlich (Anm. des Verfassers: das ist eine treffende Bemerkung, denn hier war in erster Linie das Gefühl beteiligt) die heilige Geschichte germanisiert wird. Man wiederholt einen oft ausgesprochenen Satz, wenn man sagt, daß die ganze Umgebung, in welche der Heliand Christus versetzt, deutsch ist. Deutsch ist das Land, mit seinen dichten Wäldern, durch welche einsame Wege führen, deutsch die Flur, die sich weit um das Haus ausbreitet, deutsch der häufig bewölkte Himmel und der Sturmwind, der von Westen her die See gegen das Land treibt. Liest man von den umwallten Burgen, von dem Dinghaus, in dem Gericht gehalten wird, von dem Zimmer mit Bank und Bett und von der weiten Halle, in der die Helden sitzen und Met trinken, so ist ein Stück deutschen Lebens gezeichnet. Deutsch sind auch die Menschen, die in dieser Umgebung leben, fühlen, handeln und leiden. Es will nicht viel sagen, daß Pontius Pilatus zum Herzog und Kaiphas zum Bischof wird, daß der Dichter in den Magiern schnelle Degen sieht und daß ihm die Weisen als Sprachkundige gelten, die in den Büchern lesen, oder daß er die Menschen ihre Jahre nach Wintern zählen läßt, die sie durchlebten. Tiefer greift, daß er sich das Leben nicht denken kann ohne die ethischen Mächte, auf denen die deutsche Sittlichkeit beruhte: der einzelne hat seinen Halt an dem Zusammenhang des Geschlechts, an der Volkssitte und dem Recht des Volkes . . .

Großes und Kleines im Leben ist durch die Sitte gebunden; niemand darf lassen, was des Landes Brauch ist. Der Brauch der Väter aber wird zum Gesetz, wenn er durch wohlweise Männer niedergeschrieben wird. So fest wie das Familienband ist der Zusammenhang von Herr und Knecht . . .

Die Welt ist für den Dichter die wunderschöne Welt . . .

Von asketischer Anschauung ist nicht viel in diesem Werk . . ."[76])

Christus wird germanischem Denken gemäß als König mit seinen Dienstmannen dargestellt.

„In solcher Gestalt wurde der christliche Glaube dem Volke dargeboten und von ihm erfaßt. Es ist leicht, ihre dogmatische Unvollkommenheit zu erkennen und die widersprechenden Elemente, die nebeneinander vorhanden waren, aufzuzeigen. Aber mit diesem Urteil allein wird man ihr nicht gerecht. Ihr Wert liegt darin, daß sie dem Volke eine Fülle religiöser und sittlicher Motive in einer solchen Weise darbot, daß sie auf das Volk wirkten. Sie war trotz ihrer Mängel geeignet, die sittliche Kultur zu fördern." (Hauck, Seite 804).

---

[76]) Hauck, a. a. O., 2. Teil, Seite 795.

Für die Schilderung über den Heliand haben wir bewußt den Christen Hauck herangezogen. Ihm wird man keine Übertreibung vorwerfen können. Allerdings ist unsere Beurteilung anders: Wir können den Heliand nicht als Übersetzung, nicht einmal als freie Übertragung der christlichen Evangelien ansehen, denn dazu fehlt die innere Übereinstimmung. Er ist ein germanisches Heldenlied mit fremden Namen und, genau genommen, eine Fälschung der christlichen Heilsbotschaft.

Der Kirchenhistoriker Hauck sieht das Andersartige, das Germanische sehr wohl, ja, man hat bei seiner Schilderung fast das Empfinden, als freue er sich darüber. Die Widersprüche zur Vorlage als „dogmatische Unvollkommenheit" hinzustellen, ist aber doch reichlich großzügig. Ein so mildes Urteil findet sich auch zur Zeit des Heliand bei geringfügigeren Abweichungen von der „wahren Lehre" nicht. Aber es war schon so, wie Hauck sagt: Nur so konnte das Christentum vom Volk erfaßt werden, nur so konnte es auf das Volk wirken. Ob solche Mittel zum Zweck sittlich gerechtfertigt sind, darüber werden die Ansichten verschieden sein. Auf jeden Fall lehnen wir die Behauptung Haucks ab, daß es auf diese Weise gelang, „die sittliche Kultur zu fördern". Dazu sind wir durch die Tatsachen berechtigt: die Form der weiteren Verchristung des deutschen Raumes bis zur Memel und überall auf der Erde, die Geschichte der christlichen Völker und der Kirche bis heute sowie die allgemeine Entwicklung der Menschen in den christlichen Völkern. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen"!

Der Heliand ist eines der vielen Beispiele dafür, wie Wesensfremdes dem eigenen Denken und Fühlen annehmbar gemacht werden soll. Ohne diesem Wollen dichterischen Ausdruck verleihen zu können, wird das Gleiche oder Ähnliches sich in anderen Germanen vollzogen haben. Denn der Zugang zum hergebrachten und eigenen religiösen Erleben war verboten und versperrt. Da mußte das Neue irgendwie verarbeitet, „bewältigt" werden, um einen heute üblichen Ausdruck zu gebrauchen. Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß solche Umformungen des Christentums nicht auf die Anfangszeit beschränkt waren und auch nicht auf die Dichtkunst. Wir finden sie zu jeder Zeit, bis heute, und in allen Zweigen der künstlerischen Darstellung, der Malerei, der Bildhauerei, der Musik und der Dichtung. So etwas wird bekanntlich gern als „christliche Kunst" bezeichnet. Es ist aber, wie im Heliand, Ausdruck eigenen Erlebens im christlichen Gewande, das Wort „christliche Kunst" ist also falsch. Lange Jahrhunderte hindurch waren andere als christliche Vorlagen bei Malerei und Bildhauerei überhaupt verboten.

Nun gibt es aber zu allen Zeiten, auch der des Heliand, Dichtungen und andere Kunstwerke, die einen streng christlichen Geist atmen. Also muß die Auseinandersetzung mit dem Neuen auch zu anderen Ergebnissen als einer Umdichtung führen können. Wir werden im folgenden erkennen,

wie schwerwiegend der Bruch auf religiösem Gebiet war und ist und welche verhängnisvollen Folgen er haben mußte und haben muß.

Es sei vorausgeschickt, daß die Begriffe „Glaube" und „Religion" hier wörtlich genommen werden, eben nur als seelische Beziehung des Menschen zum Göttlichen. Kultische Handlungen, im christlichen Bereich als Gottesdienst bezeichnet, Gebete und Glaubensbekenntnisse bleiben als äußere Formen außer Betracht. Sie geben lediglich Hinweise für das Wesen der jeweiligen Religion. Ebenso haben Gebote und Verbote, die das Zusammenleben von Menschen in kleineren oder größeren Gemeinschaften regeln sollen — man denke hier an die zehn Gebote vom Sinai — nichts mit der seelischen Beziehung zum Göttlichen zu tun. Es sind dies Gesetze, die — geschrieben oder nicht — seit eh und je überall Voraussetzungen für ein geordnetes Leben in Familie, Stamm oder Volk sind.

Von größter Bedeutung ist nun, daß seelisches Erleben aus einer anderen Bewußtseinsstufe stammt als die Vernunft, nämlich aus dem Unterbewußtsein. Das erkennen wir daran, daß die Vernunft mit ihren Mitteln nicht imstande ist, diese Werte zu erklären. Sie kann nicht in Worte fassen, nicht beweisen, was schön ist, was gut ist, warum hier geliebt und dort gehaßt wird. Die Entscheidung hierüber ist gefühlsmäßig, wie es landläufig zur Unterscheidung vom vernunftmäßigen Urteil heißt. Im Gegensatz zu den Wertungen der Vernunft, die durch neue Beweise verändert werden können, ist dieses für die Stimme des Unterbewußtseins nicht möglich. Allerdings ist die Vernunft in der Lage, durch unaufhörliche Einwirkung jene Stimme zu übertönen und am Ende auszuschalten. Derartiges erleben wir zur Zeit tagtäglich auf dem sogenannten „Kunstmarkt". Entgegen dem „natürlichen" Empfinden — das ist die Wertung des Unterbewußtseins — wird den Menschen pausenlos eingeredet, daß ein Kunstwerk schön ist, bis sie es am Ende als eigene Meinung vertreten.

Trotz solcher Einflußmöglichkeiten seitens der Vernunft sind die Wertungen des Unterbewußtseins nicht etwa verschwunden. Sie können auch nicht vernichtet werden, weil sie unzerstörbar im Erbgut liegen — im Blut, so sagt man. Allenfalls kann der einzelne Mensch je nach dem Grade seiner Selbsterkenntnis und seines Wollens manche seiner Anlagen stärken und andere abschwächen. Als einzigem Lebewesen ist ihm nach göttlichem Gesetz, dem Naturgesetz, die Freiheit der Wahl gegeben. So sehen wir, daß sich in allen Rassen und Völkern einzelne Menschen weit über das Mittelmaß erheben — aber auch weit unter das Mittelmaß erniedrigen.

Derartige Ausnahmen besagen jedoch nichts über die Regel. Hier gehen wir von der einfachen Tatsache aus, daß verwandte Menschen auch ähnliche Anlagen im Erbgut haben. Somit ist es einleuchtend, daß Menschengruppen, die sich im Laufe von Jahrtausenden aus urspünglich kleinen Gemeinschaften zu Rassen und Völkern entwickelt haben, als Verwandte

neben anderen Eigenarten auch ein gleiches oder ähnliches Unterbewußtsein geerbt haben. So wie wir zum Beispiel bei der Vorstellung eines Chinesen, eines Negers oder eines Germanen ein bestimmtes äußeres Bild vor Augen haben, gibt es ein bestimmtes Bild von ihrem inneren Wesen. Diese rassetümlichen Unterschiede sind Tatsachen, die durch kein Gerede über die „Gleichheit der Menschen" aus der Welt geschaffen werden können. Ungleich ist auch ihr religiöses, ihr göttliches Erleben. Augenfällige Beweise hierfür sind die Werke der Kunst, die jenem Erleben Ausdruck verleihen. Das geschieht auf den Gebieten der Musik, des Tanzes, der Dichtung, der Malerei, der Bildhauerei und der Baukunst.

Ein weiterer Beweis für diese Unterschiede ist in der Sprache zu finden. Sie ist ein bisher viel zu wenig beachtetes wertvolles Denkmal für die Eigenart der Völker und ihrer Kulturen, zu denen als wichtigstes das religiöse Erleben gehört. In seinen „Reden an die deutsche Nation" hat Fichte gesagt: „Von unermeßlichem Einfluß auf die ganze menschliche Entwicklung eines Volkes ist die Beschaffenheit seiner Sprache, die die geheimsten Tiefen seines Gemütes bei allem Denken und Wollen begleitet." Das trifft fraglos zu, doch im Grunde ist es umgekehrt richtig: die geheimsten Tiefen des Gemütes eines Volkes, sein Denken, sein Wollen haben ja erst die Sprache geschaffen. Als Ausdruck dieses Erlebens kann sie dann ihren Einfluß auf die Angehörigen des Volkes geltend machen. Und was die durch die Sprachen aufgezeigten Unterschiede betrifft, so stellt es sich bei Vergleichen heraus, daß es in einer Sprache Begriffe für Gefühlswerte gibt, die in einer anderen nicht vorhanden sind und die allenfalls mit einer Umschreibung zu erfassen sind. Daraus kann gefolgert werden, daß auch die Werte selbst fehlen oder nicht hoch eingeschätzt werden. Näher kann in diesem Rahmen auf diese höchst aufschlußreichen Dinge nicht eingegangen werden. Sie sind aber gesonderter gründlicher Arbeit wert.

Für unsere Untersuchung genügen die Tatsachen, daß auch das göttliche Erleben im Unterbewußtsein liegt, daß es bei den einzelnen Rassen verschieden ist und daß es unwandelbar ist. Nun wird sicher niemand der Feststellung widersprechen, daß von einer geschlossenen Persönlichkeit oder von einem „Menschen aus einem Guß" nur dann die Rede sein kann, wenn die Wertungen des Unterbewußtseins und des Bewußtseins übereinstimmen. Und umgekehrt ergibt sich, daß ein Bruch der Persönlichkeit eintreten muß, wenn diese Wertungen auseinanderfallen.

Gerade dieser Bruch aber war es, der bei den Germanen auftreten mußte, als ihnen das Christentum aufgezwungen wurde. Felix Dahn ist unseres Wissens der einzige Geschichtswissenschaftler, der auf diesen Punkt hingewiesen hat. Dabei ist dieser seelische Vorgang von entscheidender Bedeutung. Wir haben oben an Hand fachwissenschaftlicher Unterlagen

das Wesen der Germanen kennengelernt, als sie ungestört von fremden Einflüssen lebten. Wir haben dabei festgestellt, daß ihre Beziehung zum Göttlichen diesem Wesen entsprach. Ihr Dasein verlief, wenn auch keineswegs vollkommen zu nennen, doch in einem Einklang von Seele und Vernunft, von Unterbewußtsein und Bewußtsein. Den Gefahren ihrer Eigenart waren durch strenge Einfügung in Sippe und Stamm Grenzen gesetzt. All dies wurde mit dem Aufzwingen eines fremden Gottesbegriffes, fremder Werte und Maßstäbe und nicht zuletzt mit der Beseitigung der bisherigen Gemeinschaftsgesetze anders. Zerbrochen war ihre innere Geschlossenheit, denn wenn sie auch vom Bewußtsein her durch unaufhörliche Beeinflussung das Fremde aufnahmen, so blieben ja im Unterbewußtsein die alten Wertungen und Maßstäbe bestehen. Einen Weg zurück gab es nicht mehr. Dafür sorgten schon die fränkischen Waffen. Es gab auch keinen eigenen Weg nach vorn. Sie mußten sich mit dem Christentum abfinden.

Für eine solche innere Auseinandersetzung gibt es ebenfalls seelische Gesetze. Und hier kommen wir wieder auf den Heliand zurück. Er zeigt uns den einen Ausweg, nämlich das Fremde derart umzuformen, daß es dem Wollen, Denken und Fühlen des Unterbewußtseins entspricht. Die Vernunft, die etwas ganz anderes über das Christentum zu berichten hatte, wurde einfach bei Seite geschoben. So war in diesem Fall der innere Einklang durch den Sieg des Unterbewußtseins hergestellt.

Jene anderen Dichtungen der gleichen Zeit, die, wie schon erwähnt, streng christlich gehalten waren, lassen eine andere, entgegengesetzte Möglichkeit erkennen. Hier wurde die Stimme des Unterbewußtseins völlig unterdrückt, ja, alles, was dort herrührte, wurde beschimpft und verdammt. Der Einklang mit sich selbst war durch den Sieg des Bewußtseins erreicht. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten, die wir als Grenzfälle bezeichnen können, lagen jene Auswege, die wohl von den meisten Menschen gewählt wurden, da sie weitaus bequemer waren. Man bekannte sich äußerlich zum Christentum, blieb aber innerlich mehr oder weniger im alten Glauben haften. Das Ergebnis war Heuchelei und Aberglaube. Oder man warf, des inneren Streites müde, sämtliche moralischen Maßstäbe von sich, und da man weder hier noch dort Halt fand, wurde der Nutzen zum alleinigen Zweck des Lebens. Mehr als äußere Formen wurden nicht verlangt. Unter ihrer Beachtung kam hemmungslose Ichsucht zum Ausbruch, zumal die Bindung an Sippe und Stamm aufgehoben war.

Für sämtliche der hier geschilderten gesetzmäßigen Vorgänge gibt die Geschichte der Verchristung eine Fülle von Beispielen. Auch die schrecklichen Untaten des rein germanischen Königsgeschlechtes der Merowinger, zum Teil gegenüber den Mitgliedern der eigenen Familie, haben hier ihre eigentliche Ursache. Alle diese Zeugnisse eines inneren Bruchs bleiben jedoch nicht auf

die Anfangszeit beschränkt. Sie traten auch späterhin immer wieder auf — und sie mußten auftreten, weil die Gesetze ja die gleichen blieben. Besonders im Bereich der Kunst, die dem inneren Erleben Ausdruck zu geben sucht, liegen zahlreiche Beweise für den Versuch der Umformung des Christentums vor. Die Bildhauer formten die Gestalten der Bibel nach ihrem Schönheitsempfinden, also nordisch. In der Malerei erschienen die blonden und blauäugigen Jesus-, Maria und Heiligenbilder. Die Musiker gaben ihren unsterblichen Werken christliche Titel oder unterlegten ihnen biblische Texte. Baumeister errichteten gotische Dome. Dichter und Schriftsteller gaben ihr eigenes Empfinden wieder und nannten es christlich. In ihren Festen hielten die Menschen unverrückbar am Hergebrachten fest, obwohl solche Feste wie Weihnachten und Ostern ursprünglich im Christentum gar nicht gefeiert wurden.

Keineswegs trifft zu, was immer wieder behauptet wird, daß das Christentum Quell und Ursprung von Schöpfungen der Kunst war und ist. Sie entspringen vielmehr dem Wesen der Künstler und tragen nur ein christliches Gewand, eben in Auswirkung des Gesetzes der Umformung. Ein besonders augenfälliges Beispiel hierfür sind die zahlreichen wunderbaren Madonnenbilder und -gestalten als Ausdruck des innigen Verhältnisses von Mutter und Kind. Wo finden sich dafür Anhaltspunkte in der christlichen Lehre?

Natürlich gelten diese Gesetze auch heute noch, denn auch heute werden die Kinder mit ihrem Erbgut geboren, wenn es auch nicht mehr so rein ist wie vor tausend Jahren. So zeigt der Blick in die Umwelt immer noch die gleichen Folgen des inneren Bruches. Da gibt es die strenggläubigen Christen, die jedes Wort ihrer Schrift für unantastbar halten. Da gibt es die „freien" Christen, die sich ihren Glauben nach ihrer Art zurechtgemacht und ihn mit einigen losen Fäden an das Christentum geknüpft haben. Die innere Aufspaltung wird immer deutlicher. Deutlich wird noch etwas anderes, sehr Wesentliches, nämlich daß auch das Christentum selbst sich grundlegend geändert hat. Im Laufe der Jahrhunderte haben die europäischen Menschen, unter ihnen nicht zuletzt die Deutschen, ihm Grundzüge ihres Wesens eingefügt. Das ging zum Teil unmerklich, zum Teil unter erheblichen Erschütterungen vor sich. Die Kirchen waren — sagen wir es vorsichtig — geschickt genug, solche Wesenszüge aufzunehmen und gelegentlich sogar als eigene Leistungen hinzustellen. Wie sagte v. Hofmann dazu? „Das Papsttum konnte sich an das Germanentum ansaugen, ließ sich nicht mehr abschütteln, bis es sich an den Germanen stark und kräftig gemacht hatte."

Der Rahmen des Christentums ist damit derart erweitert worden, daß im Grunde alles hineinpaßt, nur mit der einen Bedingung, daß es sich christlich nennt. Aus Berichten anläßlich des evangelischen Kirchentages 1967 geht hervor: Es gibt Theologen, die das „geoffenbarte Wort Gottes", die Bibel

und die Evangelien, anzweifeln und nach Belieben Teile davon ablehnen. Sie verwerfen grundlegende Glaubenssätze, wie die Erlösung durch den Kreuzestod, die Auferstehung Jesu und die eigene Auferstehung. Sie leugnen die Geschichtlichkeit ihres Glaubensstifters und seine Göttlichkeit, ja selbst den persönlichen Gottesbegriff. Und sie bleiben dennoch christliche Theologen. Der Laie hat innerhalb der zahlreichen Kirchen und Sekten noch mehr Möglichkeiten, zu glauben, was er will. Er braucht nur Mitglied einer Kirche zu sein und seine Kinder zum Religionsunterricht zu schicken, wo die Bibel wieder die „Heilige Schrift" ist und wo die Glaubensvorschriften gelten. So gibt es heute wie damals zahlreiche Heuchler. Und es gibt wie damals Menschen, die in Erkenntnis der inneren Unwahrhaftigkeit nichts mehr glauben, zum Leugner alles Göttlichen werden und den Nutzen zu ihrem „Gott" machen. Dies alles sind — wie gesagt — zwangsläufige Folgen der Bewußtseinsspaltung. Bis zur Beseitigung der Ursachen kann sich das nicht ändern.

Dieser Blick auf die inneren Auswirkungen der Verchristung mag dem einen oder anderen Leser als unnötige Abschweifung erscheinen. Eine solche Ansicht wäre falsch. Im Gegenteil: Zu Unrecht hat die Geschichtswissenschaft diese Seite unbeachtet gelassen und sich meist auf die Aufzählung äußerer Ereignisse beschränkt. Sie mag das damit erklären, daß seelische Vorgänge nicht in ihren Bereich fallen. Mit einer solchen Einstellung jedoch kann sie ihre Aufgabe nicht lösen, die doch darin bestehen sollte, nicht nur die Folgen, sondern gerade die Ursachen aufzuzeigen. Nur dann kann sie den Menschen Lehrmeisterin sein. Es ist jedenfalls unbestreitbar, daß die inneren Auswirkungen der Verchristung die Geschichte der europäischen Völker weitgehend beeinflußt haben, von Anbeginn bis heute.

Die wirklich geschichtegestaltenden Mächte wußten und wissen sehr wohl um die Bedeutung dieser Frage. Sie kennen die Kräfte des Unterbewußtseins, die die natur- und gottgewollte Vielfalt der Menschen und Völker erhalten möchten. Zielbewußt sind sie tätig, diese Wurzeln durch unaufhörliche und von der Kindheit an angesetzte Einflußnahme (Propaganda) zu lockern und möglichst abzuschneiden. So ist es kein Zufall, daß — wie im deutschen Volk zu beobachten — Volksfeste, Volksmusik, Volkstänze, Volkskunst, Volkssitten und -gebräuche lächerlich gemacht und als veraltet, „spießig" oder „provinziell" abgetan werden. Und genau so wenig zufällig ist es, daß die Deutschen mit fremdartiger Musik, Malerei, Bildhauerei geradezu überschüttet werden und daß dies alles und dazu noch fremde Tänze „schön" und „modern" genannt werden. In dieser Richtung liegen auch die Versuche, den Völkern ihre Sprache zu nehmen und dafür eine künstliche Weltsprache einzuführen. Lassen wir uns nicht dazu verleiten, dies alles als zufällige Zeiterscheinungen zu sehen: auch und gerade hiermit wird auf lange Sicht Geschichte gemacht.

Inhalt und Geschichte des Wortes „deutsch"

Nicht der Heliand selbst, aber seine Besprechung durch Hauck gibt willkommene Gelegenheit, noch eine andere Frage zu behandeln: die Geschichte des Wortes „deutsch". Liegen doch in diesem Wort, das unserem Volk seinen Namen gab, seelische Kräfte, die sich in der Geschichte ausgewirkt haben, damals wie heute. Sein Werden, sein Geltungsbereich und seine Verbreitung gehören untrennbar in den Rahmen unserer Untersuchung.

Wie wir oben sahen, schreibt Hauck über den Heliand: „Deutsch ist die Umgebung", „deutsch ist das Land", „deutsch die Flur", „deutsch der Himmel und der Sturmwind", „deutsch ist das aufgezeigte Leben", „deutsch sind die Menschen". Wenn wir daraufhin die Frage stellen, ob diese Bezeichnung für die Zeit des Heliand richtig ist, so nicht deshalb, weil die Wahl dieses oder jenes Wortes den damaligen Ablauf der Geschichte beeinflußt hätte. Sie ist aber kennzeichnend für die Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts, die sowohl das Aufkommen und die erste Verbreitung des Begriffs „deutsch" wie seinen späteren Geltungsbereich gelegentlich außer acht läßt. Diese Feststellung ist durchaus keine Haarspalterei. Es wird sich nämlich zeigen, daß eine falsche Verwendung von „deutsch" Verwirrung stiften kann. Und was die Zeit des Heliand betrifft, so hätte Hauck an Stelle von „deutsch" besser das Wort „sächsisch" oder, wenn er es allgemeiner ausdrücken wollte, „germanisch" gesetzt, denn „deutsch" war in seiner allgemeinen Bedeutung noch gar nicht in das Bewußtsein eingedrungen.

Kommen wir nun zur Entwicklung dieses Wortes: Die Sprachforschung führt „deutsch" auf Hauptworte wie althochdeutsch „diot", germanisch „theudo" zurück. — „Theudo" selbst ist ein gut bekanntes Wort indogermanischen Alters, das aus dem Italienischen, Keltischen, Baltischen, Illyrischen bezeugt ist und das in allen germanischen Sprachen auftritt mit dem Sinn „Stamm, Blutsverband".[77])

Das dazugehörige Eigenschaftswort heißt voralthochdeutsch „teodisk", germanisch „theudiska", westfränkisch „theudiskaz". Es bedeutet „zur theudo gehörig", also zum Blutsverband, zum Stamm gehörig, stammesmäßig, und im erweiterten Sinn: „zum Volk gehörig", volkstümlich, völkisch. Altgermanische Namen wie Theoderich und Theuderich weisen darauf hin, daß dieses Wort auch in der Verbindung mit Eigennamen gebraucht wurde. Bekanntlich haben manche Forscher behauptet, daß die Germanen einen Gott „Teut" oder „Tiu" (Ziu) verehrt hätten. Von anderer Seite wird

---

[77]) Leo Weisgerber, „Deutsch als Volksname", Wissenschaftliche Buchgemeinschaft e. V., Darmstadt, 1953, S. 100.

das allerdings bestritten. Bei dieser Auseinandersetzung mag die unterschiedliche Vorstellung des Begriffes „Gott" eine Rolle spielen. Es wird übersehen, daß es bei den Germanen keinen persönlichen „Herrscher des Himmels und der Erde" gab, sondern daß der bei ihnen sächliche Begriff „Gott" das Verehrungswürdige an sich bedeutete. Sinngemäß gilt das auch für den Begriff der Bluts- und Stammesgemeinschaft. Sie zu feiern, sie zu verehren, würde durchaus nicht dem widersprechen, was wir vom Wesen der Germanen wissen. Nur darf sie nicht im christlichen Sinne als „Gott" angesehen werden.

Auf jeden Fall ist die sprachliche Entwicklung von „theudisk" zu „deutsch" klar. Höchst bemerkenswert aber ist, wie dieser Begriff allmählich zum Volksnamen wurde. „Unter allen Völkernamen Europas nimmt der Name „Deutsch" rein sprachlich gesehen eine Sonderstellung ein. In gewissem Sinne kann man ihn als den jüngsten Völkernamen in Europa bezeichnen . . . Hier können wir sicher sagen, daß vor dem 9. Jahrhundert von „Deutschen" im Sinne eines Volksnamens nicht gesprochen worden ist und daß auch kein älterer Länder- oder Stammesname davor liegt. Gehen wir weiter zurück, so stoßen wir vielmehr auf ein Adjektiv „deutsch", das noch im 8. oder 7. Jahrhundert als vollbedeutsames Wort dem Sprachschatz angehört hat. Aus lebendem Gut der Umgangssprache ist damals erst der Ansatz zu dem späteren Volksnamen gewonnen worden . . . Wenn dieser Name der jüngste in Europa ist in dem Sinne, daß er mit dem Volke, das ihn heute noch trägt, erst geprägt, und daß er in geschichtlich faßbarer Zeit aus lebendigem Sprachgut geschöpft wurde, dann muß er uns noch mehr sagen können als die anderen Völkernamen, muß er in sich Aufschluß bergen über die Kräfte, die dieses Volk gestaltet, und die Ziele, die es bei seinem Aufbruch geleitet haben. Ja, darüber hinaus: wir haben hier den einzigartigen Fall, daß wir das Heranwachsen eines Volksnamens in seiner Wechselwirkung mit dem Volkwerden selbst beobachten können. Gerade die Tatsache, daß dieses Volk seinen Namen nicht aus der gewöhnlichen Quellen, einem schon bestehenden Länder- oder Stammesnamen schöpfte, sondern offenbar eine andere Idee stärker wirksam fand, läßt uns vermuten, daß dieser Name für das werdende Volk mehr bedeutet hat als eine bloße Kennmarke, daß er vielmehr das Wahrzeichen eines Gedankens ist, der als Antrieb in der Gestaltung des Volkes wirksam war und diesem Volk seine Eigenstellung unter den Nachbarvölkern verlieh."[78])

Der Weg zur Volkwerdung führte also über die Sprache. Das weist wiederum auf die hohe Bedeutung dieses Kulturgutes hin. Im Jahre 786 findet sich erstmalig im — lateinischen — Schrifttum jener Zeit das Wort „theodiscus". Das ist die ins Latein übertragene Form von „theudisk"

---

[78]) Weisgerber, a. a. O., S. 98, 99, 100.

oder „theudiskaz". Der Schreiber setzte es dazu ein, um den Gegensatz der — germanischen — Volkssprache zum Latein zu kennzeichnen. So etwas konnte nur in Grenzgebieten Sinn haben, und die Forschung hat in der Tat festgestellt, daß „theudisk", aus dem das lat. „theodiscus" wurde, der Mundart zwischen Maas und Schelde entsprach, wo sich Römer- bzw. Romanentum und Germanentum gegenüberstanden. „Theudisk wird im Westfrankenbereich zu dem Worte, das das ‚germanische' Element im Gesichtskreis der mitteleuropäischen Staatenbildungen der Zeit um 750 faßt."[79])

Hierzu müssen wir jedoch einschränkend bemerken, daß dieses Wort vorerst nur ein Hilfsmittel der Amtssprache war, um das Gemeinsame des Raumes ostwärts von Maas und Schelde zu bezeichnen. Es war weder im Inneren des fränkischen Reiches noch bei den germanischen Stämmen in diesem Sinne bekannt oder verbreitet. Politisch wurde das Ostreich immer noch „Francia Orientalis", Ostteil des Frankenreiches, genannt.

Karl der Große, der zur Eroberung des Raumes bis zur Saale/Elbe oft genug den Heerbann des einen Stammes gegen den anderen aufgeboten hatte, mußte nach Erreichen dieses Zieles darum bemüht sein, die Gegensätze abzubauen und das Gemeinsame zu betonen. „Und einer dieser Werte war die Sprache, sie war sogar das hervorstechendste Merkmal der Eigenständigkeit und Zusammengehörigkeit der germanischen Stämme, die im Reiche Karls vereinigt waren. Ihrem Ausbau galten die bekannten Bemühungen, die am Hofe Karls der deutschen Sprache mitsamt dem deutschen Schrifttum zugewandt wurden . . . Der Bereich, auf den sie sich stützte, war naturgemäß umgrenzt mit dem Raume der germanisch sprechenden Stämme, die zum Reich Karls gehörten."[80]) Diesen letzten Satz wollen wir uns für später merken!

Karl dem Großen ist das unbestreitbare Verdienst zuzusprechen, im Raum ostwärts von Maas und Schelde nicht etwa die lateinische Sprache zwangsweise eingeführt, sondern die deutsche Sprache erhalten zu haben. In zahlreichen Erlassen und zum Teil scharfen Mahnungen wies er seine Beamten und besonders die Geistlichen an, im Verkehr mit den Einwohnern die Volkssprache zu benutzen. Für letztere war das ausgesprochen schwierig, denn die Grundlagen des Christentums waren ja lateinisch gehalten und mußten erst mühsam übersetzt werden, mühsam deshalb, weil es für die christlichen Begriffe kaum deutsche Bezeichnungen gab. „Hunderte und Tausende von Begriffen der christlichen Glaubenslehre und darüber hinaus

---

[79]) Weisgerber, a. a. O., S. 107.
[80]) Weisgerber, a. a. O., S. 108.

der philosophischen Abstraktion (= gedachte Begriffe) mußten neu erworben werden, für die die angestammte Sprache überhaupt keine Ausdrücke hatte".[81])

So nahm die unterschiedliche Entwicklung der Sprachen im West- und Ostteil des Frankenreiches, von Amts wegen gefördert, ihren Lauf. Bald bildete sich eine feste Sprachgrenze heraus. Ein Beleg hierfür sind die sogenannten „Straßburger Eide". Der Vorgang war folgender: Zwei Söhne Ludwigs des Frommen, Ludwig, König im Ostteil (später „der Deutsche" genannt), und Karl der Kahle, Herrscher im Westteil, verbündeten sich gegen ihren Bruder Lothar, dem das Mittelreich zugesprochen war. Mit ihren Heeren kamen sie in Straßburg zusammen. Am 14. Februar 842 beschworen sie vor ihnen das Bündnis und verpflichteten die Krieger zum Abfall von ihrem Herrn, falls dieser das Bündnis brechen sollte. Das Bezeichnende hierbei war nun, daß jeder der beiden Herrscher den Eid in der Sprache des anderen Heeres leistete, um von diesem verstanden zu werden: „Loghuuicus romana, Karolus vero teudisca lingua juraverunt" heißt es, also: „Ludwig schwor in romanischer, Karl aber in deutscher Sprache". In der eigenen Sprache hatten sie vorher eine Ansprache an ihr eigenes Heer gehalten, um den Männern klarzumachen, worum es ging. (Wortlaut dieser Eide bei Eggers, a. a. O., Anhang, S. 256).

Zu jener Zeit war es demnach soweit gekommen, daß das Volk in den beiden Reichsteilen sich nicht mehr verstand. Mit Recht weist Eggers übrigens darauf hin, daß die Übersetzung von „teudisca lingua" als „deutsche Sprache" den Ereignissen weit vorauseilt, denn von einer allgemein gebräuchlichen Sprache im Ostteil des Reiches konnte damals noch nicht die Rede sein. Immerhin wurde sie aber überall hinlänglich verstanden, ähnlich vielleicht wie heute das Hochdeutsche auch von jenen Deutschen verstanden wird, die sonst nur ihre Mundart sprechen.

Es dauerte naturgemäß seine Zeit, bis sich das verbindende Kulturgut, die gemeinsame Sprache, im Volk durchsetzte. Für diese Entwicklung kann es keine schriftlichen Belege geben, einfach, weil eine deutsche Schriftsprache noch nicht vorhanden war. Die Kenntnis der lateinischen Schrift war auf hohe Beamte, Geistliche und Schriftsteller beschränkt. Die Quellen aus diesem Kreis lassen erkennen, daß die Worte „theodiscus" oder „teudiscus", später „teutonicus", noch für lange Zeit fast ausschließlich zur Kennzeichnung der S p r a ch e benutzt wurden. Ohne Frage aber verband sich damit allmählich das Bewußtsein eigener volklicher Werte. Einzelheiten dieser Entwicklung entziehen sich natürlich erst recht unserer Kenntnis. Amtlich

[81]) Hans Eggers, „Deutsche Sprachgeschichte" Teil I, Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg, S. 50. In der Folge werden Beispiele für die Schwierigkeiten der Übersetzung einzelner Begriffe angeführt.

erscheint der Begriff „Teutonici" als Bezeichnung der Menschen des eigenen Volkes erstmalig in einer Urkunde Ottos I. im Jahre 961, in der er sie den „Sclavi", den östlichen Nachbarn, gegenüberstellt. Erst über hundert Jahre später, um 1090, bringt der Dichter des Anno-Liedes in deutscher Sprache die Begriffe „Diutischin sprechin", „Diutischi man", „Diutischiu Liute", „in Diutischemi lande", also deutsch in Verbindung mit Sprache, Menschen und Land. Das Gemeinsame hatte sich durchgesetzt.

Weisgerber faßt die Entwicklung wie folgt zusammen:

„Der geschichtliche Sinn dieses Vorgangs ist darin zu sehen, daß mit diesem Bemühen ein neuer Gedanke in der Geschichte wirksam wird: gegenüber dem auf den Vorstellungen von naturgegebenen Räumen oder machtmäßig aufgebauten Gebilden beruhenden Staatsdenken setzt sich das auf den inneren Werten beruhende und auf die ‚inneren Grenzen' zielende Volksdenken durch. Und die geschichtliche Leistung des althochdeutschen ‚diutisk' besteht darin, daß es den im fränkischen Grenzkampf gewonnenen Stolz auf die eigenen Werte verband mit dem im Herausstellen der ‚theodisca lingua' ausgeprägten Bewußtsein von der Reichweite der inneren Kräfte des Volkslebens und dem aus dem neubelebten ‚teutonicus' sprechenden Wissen von den geschichtlichen Werten des Volkstums; diese Gedanken waren in ‚diutisk' stark genug ausgeprägt, um von innen her die deutschen Stämme zusammenzuhalten, auch nachdem die äußere Klammer des Karolingerreiches brüchig geworden war, und auf ihnen beruhte die geistige Vorbereitung des ersten ‚deutschen' Reiches. Der überzeitliche Ertrag dieses Vorgangs aber steht vor aller Augen in der Tatsache, daß die Vielheit der Stämme dieses Wort ‚deutsch' zum Wahrzeichen ihrer Einheit machte, und daß unter diesem Leitwort seit nunmehr einem Jahrtausend das Ringen um die innere und äußere Verwirklichung der Idee des Deutschtums sich gestaltete."[82]

Voller Staunen erkennen wir an dieser Entwicklung, wie sich ein einziges Wort in der Geschichte ausgewirkt hat. So etwas ist allerdings nur möglich, wenn es von alters her stark mit dem inneren Erleben der Menschen verbunden ist. Nur dann kann es seinerseits wieder seelische Kräfte ansprechen und wecken. Wichtig ist, daß dem Begriff „deutsch" nie der Geruch der Minderwertigkeit anhaftete, sondern es war, wie die Forschung mitteilt, ein „stolzes Wort". Lange Jahrhunderte ist das so geblieben. Erst heute ist es den Bemühungen der Propaganda gelungen, daß sich Deutsche ihres Volksnamens schämen . . .

Auf jeden Fall steht fest: Noch wichtiger als ein Wort muß die Sprache sein, wenn sie dieselben Voraussetzungen erfüllt. „Wir haben uns wieder darauf besonnen, daß die Sprache nicht für sich allein steht, sondern daß sie bestimmte Aufgaben im Volksleben zu erfüllen hat. Und wie in der Sprache

---

[82]) Weisgerber, a. a. O., S. 222/ 223.

selbst Anstöße aus den anderen Bezirken des Lebens bemerkbar sind, so strahlt sie wiederum auf alle Gebiete des volklichen Lebens aus. In diesem Sinne sind sprachliche Tatbestände auch Kräfte in der Gestaltung des Lebens."[83]

Die hier angesprochene Besinnung auf die Bedeutung der Sprache war und ist offensichtlich nur bei einem kleinen Teil der Deutschen eingetreten. Daher muß mit allem Nachdruck auf diese Feststellung der Wissenschaft hingewiesen werden. Die Sprache ist eben nicht nur ein äußerliches Hilfsmittel zur Verständigung, sondern weit mehr Träger innerer Werte und Kräfte, die durch die Jahrtausende in den Menschen leben und wirken. Dieses an Hand der Geschichte des Wortes „deutsch" zu belegen, ist der eine Grund für diese Untersuchung.

Der andere ist, Klarheit über den Geltungsbereich des Begriffs „deutsch" in der damaligen Zeit zu gewinnen. „Was an der westlichen Sprachgrenze angesetzt hatte, wiederholt und erfüllt sich an der östlichen Front. Und das ist kein Zufall, sondern zutiefst ein Ausdruck dessen, was die Lage der Deutschen durch das 9. und das beginnende 10. Jahrhundert kennzeichnet. Sie sind auf dem schmalsten Raum zusammengedrängt, den ihre Volksgeschichte kennt. Im Westen verfestigt sich die Sprachgrenze an einer volklich und auch vorübergehend sprachlich empfindsam spürbaren Rückzugslinie; im Osten drängt das Slawentum in scheinbar unerschöpflicher Fülle im Raum der Abwehrburgen der Elbe/Saale-Linie. Die sprachlichen Gegensätze sind deutlich gespürt: das Slawentum als große sprachlich einheitliche Masse . . ."[84]

Hierzu verweist Weisgerber auf die Bemerkung Einhards für die Völkerschaften ostwärts der Elbe/Saale: „lingua quidem paene similes", also: diese waren sich durch die Sprache fast ähnlich.

Im übrigen trifft das Bild zu — bis auf den Ausdruck „zusammengedrängt". Die germanischen Stämme waren im Karolingerreich keineswegs zusammengedrängt, sondern befanden sich nach wie vor in ihren alten Siedlungsräumen. Auch nach Entstehung des ersten „deutschen" Reiches im 10. Jahrhundert änderte sich hieran nichts. Die Geschichtswissenschaft bestätigt die Feststellung von der östlichen Sprachgrenze. „Das 786 auftauchende mittellateinische Wort „theodiscus" meinte das Germanische allgemein im Gegensatz zum Latein und zum Romanischen. Nach vorübergehendem Schwanken zwischen Germanisch und Fränkisch hat sich dann im 9. Jahrhundert die Erweiterung des Begriffs „theodiscus" vom Fränkischen auf das Germanische, aber g l e i c h z e i t i g a u c h d i e B e s c h r ä n k u n g a u f d a s

[83]) Weisgerber, a. a. O., S. 97.

[84]) Weisgerber, a. a. O., S. 222/223.

Germanische im Frankenreich durchgesetzt. Die Zusammengehörigkeit der Deutschen gegenüber den Romanen, zugleich aber auch gegenüber den Germanen außerhalb des Reiches trat ins Bewußtsein."[85])

Der Sammelbegriff „deutsch" galt also für die germanischen Stämme innerhalb des Frankenreiches. Er besagt nichts über die rassische Zugehörigkeit der Nachbarn, auch nicht der „Sclavi" im Osten!

Es muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß es seine Zeit dauerte, bis sich die gemeinsame deutsche Sprache gegenüber den einzelnen Mundarten durchgesetzt hatte. Besondere Schwierigkeiten ergaben sich hierbei beim Altsächsischen, das von manchen Forschern wegen seiner Unterschiede zu den anderen Mundarten als eigene Sprache (Nordseegermanisch) angesehen wird. Erst im Laufe von drei Jahrhunderten gleicht es sich dem Deutschen an und wird dann mittelniederdeutsch genannt. So ist es verständlich, daß in den Quellen, die aus dem sächsischen Raum stammen, nicht „deutsch", sondern „sächsisch" als Bezeichnung von Sprache, Land und Leuten erscheint. Und da die Grenze nach Osten vorwiegend zum sächsischen Stammesgebiet gehört, nennen auch die „Sclavi" ihre Nachbarn im Westen nicht Deutsche, sondern Sachsen. Erst Jahrhunderte später erhalten diese beiden Begriffe denselben Sinn, nämlich Zugehörigkeit zu einer fremden politischen Welt, dem römisch-deutschen Reich, und zu einer fremden seelischen Welt, dem Christentum.

Noch ein Punkt muß bei der Entwicklung der deutschen Sprache erwähnt werden: die Schwierigkeit, die germanischen Worte mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. „Alle im Anhang abgedruckten Textproben lassen erkennen, wie uneinheitlich die althochdeutsche Rechtschreibung ist. Die altdeutschen Schreiber standen vor der unüberwindlichen Schwierigkeit, sich der 24 Zeichen des lateinischen Alphabets bedienen zu müssen, die ganz ungeeignet waren zur Wiedergabe des völlig anders gearteten altdeutschen Lautsystems, und gerade die neuen, durch die zweite Lautverschiebung entstehenden Laute widersetzten sich besonders hartnäckig der eindeutigen schriftlichen Fixierung." . . . „So geraten schon die Originaltexte oft recht kraus, besonders aber die Abschriften oder gar Abschriften von Abschriften, und das vor allem, wenn es dabei von einem Dialekt in den anderen geht."[86])

Diese Feststellung ist besonders bei der Bewertung und Auswertung der althochdeutschen Quellen wichtig. Zunächst aber bildeten solche Schriftstücke die Ausnahme. Die meisten Quellen jener Zeit sind lateinisch abgefaßt.

---

[85]) Handbuch, a. a. O., S. 81. Hervorhebg. vom Verf.

[86]) Eggers, a. a. O., S. 63 und 77.

Schlußbemerkung

Um die Untersuchung über das 9. Jahrhundert abzuschließen, bleibt noch übrig, zu der immer wiederkehrenden Behauptung Stellung zu nehmen, daß das Christentum den Germanen eine höhere Kultur und Sittlichkeit gebracht habe. Machen wir es kurz, und lassen wir den Kirchenhistoriker Prof. Hauck sprechen: „. . . . in mancher Hinsicht war die Durchschnittssittlichkeit auffallend gering."

„Besonders schlimm war der Stand der Sittlichkeit in manchen Nonnenklöstern, sie waren geradezu Stätten der Unzucht." „Überdies lassen die Bußbücher dieser Zeit einen unaussprechlichen Grad von Gemeinheit ahnen."

„Die Hauptsache ist, daß in der letzten Merowingerzeit die Kirche ihren sittigenden Einfluß auf das Volk beinahe völlig eingebüßt hatte, während das jetzt nicht der Fall war."[87])

Wir lesen den letzten Satz doch richtig: Jetzt hatte die Kirche ihren sittigenden Einfluß nicht völlig eingebüßt. Doch selbst das scheint uns allzu vorsichtig ausgedrückt. In Wirklichkeit kann von einer Besserung der Sittlichkeit — im Vergleich zur heidnischen Zeit — keine Rede sein. Das war die Folge davon, daß die Germanen aus ihren strengen Sippen — und Sittengesetzen und aus ihrem Glauben „erlöst" worden waren!

*

So sah am Ende des 9. Jahrhunderts die politische Lage in diesem Raum aus, so die Entwicklung im Inneren, und so stand es in geistig-seelischer Beziehung um die einzelnen Menschen.

Alles zusammen bildete den Ausgangspunkt für die Zukunft.

---

87) Hauck, a. a. O., 2. Teil, S. 728, 729, 730.

Quellenverzeichnis

Chantepie de la Saussaye: **Lehrbuch der Religionsgeschichte,** 4. vollst. neubearbeitete Auflage, 2. Band, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1925, Abschnitt: Die Germanen, von Prof. Dr. Vilhelm Grönbech, Kopenhagen, ab S. 555.

Dahn, Felix: **Julian der Abtrünnige,** Verlag Breitkopf und Härtel, 11. Auflage, Leipzig, 1893.

Dahn, Felix: **Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker,** G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1881—1889.

Daniel-Rops, Henry: **Die Kirche im Frühmittelalter,** ein Buch der Abendländischen Verlagsanstalt, Nymphenburger Verlagshandlung München, Übersetzung aus dem Französischen, Imprimatur Administratura Apostolica Oenipontana, die XXIIe Junii 1953, Dr. Br Wechner Provic.

Deschner, Karlheinz: **Abermals krähte der Hahn,** Hans E. Günther-Verlag, Stuttgart, 1962.

Edda, die, übertragen von Felix Genzmer, Volksausgabe, Eugen Diederichs-Verlag, Jena, 1933.

Eggers, Hans: **Deutsche Sprachgeschichte,** Teil I, Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1963.

Gebhardts **Handbuch der Deutschen Geschichte,** völlig neu bearbeitet und herausgegeben von Aloys Meister, Union Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1922, und Ausgabe 1954.

Gregor von Tours: **Zehn Bücher Geschichten,** Band 1 und 2, herausgegeben von Rudolf Buchner, Verlag Rütten und Loening, Berlin, oh. Jahr.

Grönbech, Prof. Dr. Vilhelm: **Kultur und Religion der Germanen,** Band 1 und 2, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1937/1939.

Hauck, Prof. Dr. Albert: **Kirchengeschichte Deutschlands,** 3. und 4. Doppelauflage, 2. Teil 1912, 3. Teil 1896, 4. Teil 1903, J. C. Hinrichsche Buchhandlung, Leipzig.

Handbuch der deutschen Geschichte, Akademische Verlagsanstalt Athenaion, Dr. Albert Hachfeld, Konstanz, oh. Jahr (erschienen nach 1950 in einzelnen Heften).

Heussi, Karl, Dr. theol. et phil.: **Kompendium der Kirchengeschichte,** 5. umgearb. Auflage, 1922, nachgedruckt von der amerik. Hilfskommission des Ökumenischen Rates der Kirchen, 297 Fourth Avenue, New York 10, NY.

Hofmann, Albert von: **Politische Geschichte der Deutschen,** Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 1921.

H u n k e, Sigrid: **Europas andere Religion,** Econ-Verlag, Düsseldorf, 1969.

J a k s c h, Dr. August: **Geschichte Kärntens,** Verlag Ferdinand Kleinmayr, Klagenfurt, 1928.

K a m m e i e r, Wilhelm: **Die Fälschung der deutschen Geschichte,** Adolf Klein-Verlag, Leipzig, 1935.

K i n k e l i n, Dr. Wilhelm: **Cannstatt, die Tragödie des schwäbischen Stammes,** Odal Heft 12/1935, Zeitgeschichte-Verlag und Vertriebsgesellschaft, Berlin, 1935.

K l e t t s **Geschichtliches Unterrichtswerk für die Schulen.**

K l u g e / G ö t z e: **Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache,** Berlin, 1953.

K r a h e, Hans: **Sprachverwandtschaft im alten Europa,** Carl Winter-Universitätsverlag, Heidelberg, 1951.

K u m m e r, Dr. Bernhard: **Mitgards Untergang,** Adolf Klein-Verlag, Leipzig, 1935.

L e o n h a r d t, Wilhelm: **Kreml und Vatikan,** Hans Pfeiffer-Verlag, Hannover, 1965.

M i l l e r, Alfred: **Völkerentartung unter dem Kreuz,** Leipzig, 1933.

M o t z, Ulrich von: **Siegfried-Armin,** Dichtung und geschichtliche Wirklichkeit, Pähl, 1953.

M u r a w s k i, Dr. Friedrich: **Das Gott,** Umriß einer Weltanschauung aus germanischer Wurzel, Theod. Fritsch-Verlag, Berlin, 1944.

N o e l l e, Hermann: **Der Wall der tausend Türme,** Silberburg-Verlag Werner Jackh, Stuttgart, 1958.

P u t z g e r: **Historischer Weltatlas,** Jubiläumsausgabe 1954, 1955, 1961, Velhagen und Klasing, Berlin und Bielefeld.

R e c h e, Prof. Dr. Otto: **Kaiser Karls Gesetz,** Adolf Klein-Verlag, Leipzig, 1935.

S c h e r r, Johannes: **Deutsche Kultur- und Sittengeschichte,** Neue Volksausgabe, herausgegeben von Karl Quenzel, 22.—30. Tausend, Hesse- und Becker-Verlag, Leipzig, 1938.

S p a n u t h, Jürgen: **Atlantis,** Grabert-Verlag, Tübingen, 1965.

T a c i t u s: **Germania.**

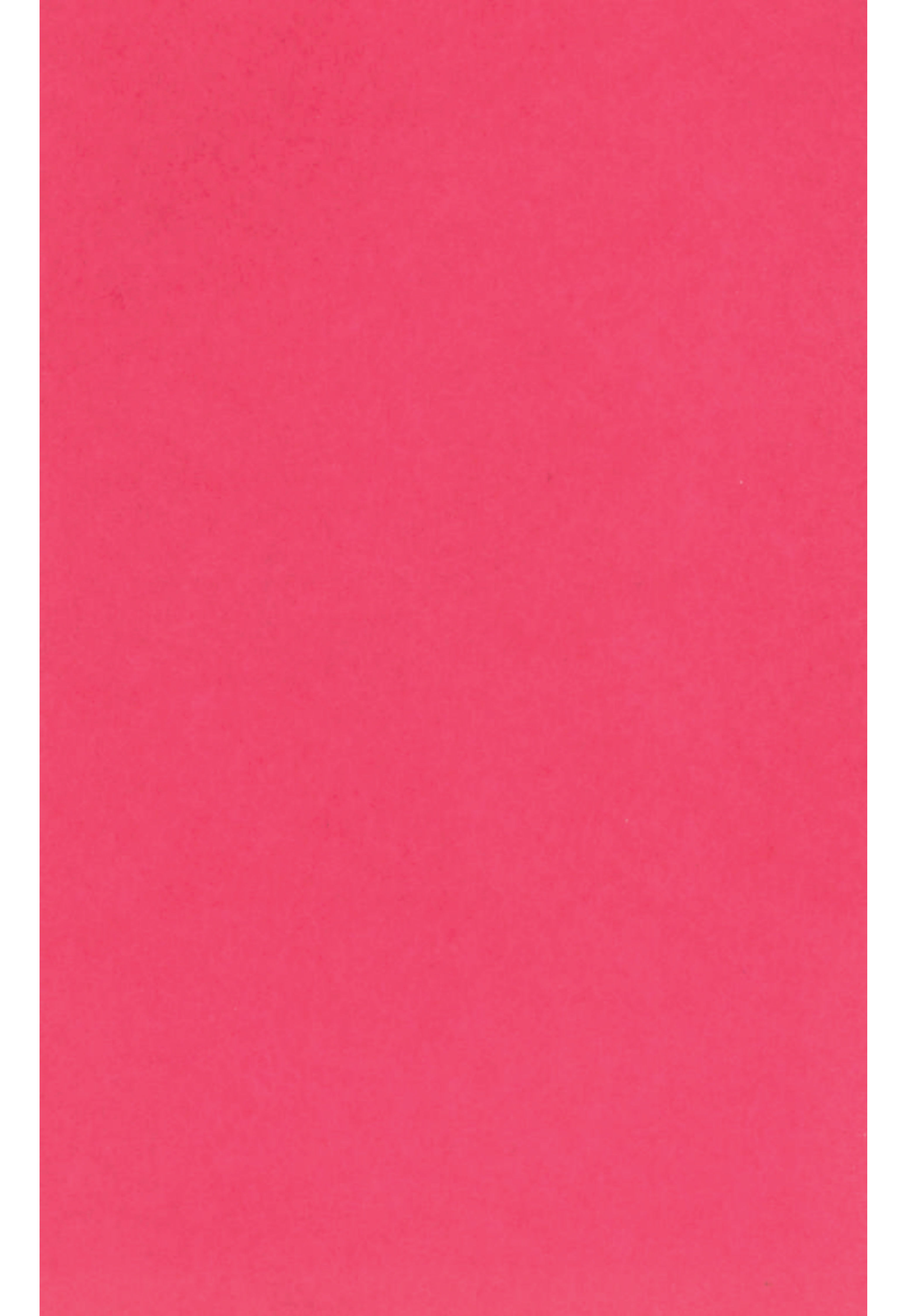
W a h l, Rudolph: **Die Deutschen,** Bruckmann-Verlag, München, 1953.

W e i s g e r b e r, Leo: **Deutsch als Volksname,** Wissensch. Buchgemeinschaft, Darmstadt, 1953.

W e s t e r m a n n s **Atlas zur Weltgeschichte,** 1967.

W i n s t o n, Richard: **Karl der Große,** Steingrüben-Verlag, Stuttgart, 1956.

Namensverzeichnis



14 Vorträge von
Dr. Werner Preisinger

Ursprünglich in den Jahren um 1980 auf Tonbandkassette gesprochen und jetzt digitalisiert als MP3-Dateien auf CD erhältlich. Die Inhalte einiger Vorträge sind auch in gedruckter Form im Verlag „Mein Standpunkt“, Westerstede erschienen.

1. **Ende des deutschen Volkes?**
2. **Der Morgenthauplan und seine heutige Durchführung** (2015 veraltet)
3. **Ist Volkserhaltung noch zeitgemäß?** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen)
4. **Tod und Unsterblichkeit – Eine Einführung in die Religionsphilosophie Dr. Mathilde Ludendorffs**
5. **Was hat Friedrich Ludwig Jahn uns heute noch zu sagen?**
6. **Die Evolutionstheorie in der Sicht der Naturwissenschaft, der Religion und der Philosophie** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen).
7. **Vom Sinn des Lebens und vom Sinn des Sterbens**
8. **Weihnachten – ein Fest der Hoffnung**
9. **Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen)
10. **Hat die Ludendorff-Bewegung eine Zukunft?**
11. **Ist das deutsche Volk noch zu retten?**
12. **Deutschland darf nicht untergehen!**
13. **Des deutschen Volkes drohender Untergang und Rettungsmöglichkeit in höchster Not**
14. **Ziel und Weg Erich Ludendorffs**
    2. Seite: Aus der Reihe E Nr. 6 (Die Reihe E hat 13 Kassetten)

Jede Vortrags-CD kostet 12,95 Euro. Ihre Nachfragen und Bestellungen richten Sie bitte an

Nordfried Preisinger
Dorfstraße 22
23845 Bühnsdorf

E-Post: mnpreisinger@t-online.de
Tel: 04550 555

Für Druckausgaben der Hefte von Dr. W. Preisinger siehe das Internet, z.B. www.eurobuch.com, www.booklooker.de, www.amazon.de, www.zvab.com o.a. Quellen.



Achtung freie Deutsche!

Die ständige Kampfwaffe Ludendorffs ist seine Wochenschrift:

Deutsche Wochenschau

Völkische Feldpost

Berlin SW 68, Zimmerstraße 7

Bezugspreis monatlich 1 Mark / Durch die Post zu beziehen

Jede Woche erscheint in dieser Wochenschrift als Ergänzung der Schriften des Generals Ludendorff neue und weitere wichtigste Kampfaufklärung über die Verbrechen der überstaatlichen Mächte in Vergangenheit und Gegenwart, die zu verbreiten, vor allem für das Deutsche Volk, aber auch für alle Völker der Erde lebensnotwendig ist. Aber darüber hinaus wird in der Deutschen Wochenschau dem Deutschen Volke und allen Völkern der Erde der Weg zur Arterhaltung und Freiheit und die schöpferische Gestaltung einer lebendigen, wehrwilligen Volkseinheit und der sie und ihre politische, kulturelle und wirtschaftliche Selbständigkeit sichernden Staatsform gezeigt.

Durch die Aufsätze des großen Feldherrn und Befreiers von den überstaatlichen Mächten General Ludendorff und der großen Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff (von Kemnitz) hat die Wochenschrift weltgeschichtliche Bedeutung und die verflossenen Jahrgänge sind heute schon gesuchte, hochbewertete Dokumente.

Die Schriftleitung der Deutschen Wochenschau.

Jeder Deutsche liest die „Deutsche Wochenschau!“

Der Feldherr Erich Ludendorff und seine Frau Dr. Mathilde Ludendorff schrieben in den Jahren 1926 bis zum April 1929 Beiträge für die **„Deutsche Wochenschau“**. Ab Mai 1929 bis zum Verbot durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 veröffentlichten beide ihre Beiträge in der Wochenschrift **„Ludendorffs Volkswarte“**. Ab 1933 bis 1939 schrieben beide in **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift“**. Digitalisiert als Leseproben jeweils im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com oder anderer Quellen erhältlich. Ansonsten digitalisiert im PDF-Format zu beziehen beim Verlag Hohe Warte (www.hohewarte.de, E-mail: vertrieb@hohewarte.de) oder unter www.booklooker.de.

Folgend einige Zusammenstellungen von Matthias Köpke als e-Bücher im Internet unter: www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Quellen:

1. **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“**, 2014.
2. **„Das Buch der Kriege Jahwehs“**, 2014.
3. **„Kampf für Wahlenthaltung –** Ein Mittel zur Vernichtung des Systems? Ein Mittel zur Deutschen Neugestaltung?“, 2013.
4. **„Kampfgift Alkohol“**, 2013.
5. **„Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff“**, 2014.
6. **„Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“**, 2014.
7. **„Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe“**, 2014.
8. **„Scheinwerfer-Leuchten“**, 2014.
9. **„Haus Ludendorff und Wort Gottes**“, 2014.
10. **„Jahweh, Esausegen und Jakobs Joch“**, 2014.
11. **„Es war vor einhundert Jahren“**, 2014.
12. **„Destruction of Freemasonry through Revelation of their Secrets“ von Erich Ludendorff;** Herausgegeben von Matthias Köpke, E-book, 2014.
13. **„Schrifttumsverzeichnis von Erich Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff“** Eine Übersicht ihrer Veröffentlichungen, 2014.
14. **„Denkschrift: Mit brennender Sorge“**, Offener Brief, 2015.
15. **„Drei Irrtümer und ihre Folgen“,** Okkultismus, 2015.
16. **„Vom Wesen und Wirken des Bibelgottes Jahweh und seiner Kirche“,** 2015.
17. **„Warum sind meine Kinder nicht geimpft?“,** 2015.
18. **„Erich Ludendorff. Eine Antwort auf Verleumdungen des Toten“,** 2015

Besucht auch meinen Internetkanal bei Youtube:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing
und schaut bei Videos und Playlists hinein!